

### III. 13.

## **Hans-Peter Scholz**

### **Bad Krozingen**

**Vermittelt durch: Rainer Simon**

## **Ein gütiges Schicksal führte den 16-Jährigen nach Bayern**

*Am 15.1.1945 verlässt er als 16-Jähriger seine Heimatstadt **Lauban in Schlesien**. Er ist zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, zuvor war er schon beim Schanzen an der polnischen Grenze. Sägearbeiten im Bunzlauer Forst, Ausbildung an einem schweren russischen Karabiner. Dann ging es in einem Güterzug Richtung Westen. In Bischofswerda am 1.2.45 erster Kontakt mit Flüchtlingstrecks aus dem Osten, wo die sowjetische Offensive rasch voranschreitet. Am 14.2. Abfahrt nach Süden, Ziel: Rosenheim. Dort Entlassung aus dem RAD. Er hatte sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet und sollte nun zum Flugplatz **Kaufbeuren**. Dort ist in der Kaserne für die jungen Soldaten gut gesorgt, nur will niemand etwas von ihnen. Er sieht im April 45 den Start des ersten Düsenjägers, der Me 262. Dann Hilfe beim Bau einer Panzersperre und erst mal nur theoretischer Unterricht am MG 15. Am 24., 25.4. Jabos am Himmel, die Rekruten schießen mit dem MG zurück. Am 27.4. heißt es: Sofort Verschwinden, die Vorgesetzten sind schon weg. Mit einem LkW geht es nach Feld- oder Holzkirchen, wo die beiden auf dem Flugplatz einfache Entlassungspapiere bekommen. In **Mühldorf/Inn** kommt er und sein Begleiter in US-Gefangenschaft. Transport in ein größeres Lager bei **Taufkirchen**. Arbeitseinsätze. Am 3.7.45 Entlassung mit Ziel Hamburg-Harburg zu einem Onkel, die Heimatstadt Lauban gibt er verloren.*

### **Kriegsende 1945**

#### **Von Niederschlesien in den Westen – ein etwas anderer Weg**

*(Geschrieben im Frühjahr 2004)*

Am Montag, den 15. Januar 1945, nahm ich Abschied von meiner Heimatstadt Lauban in Schlesien, den Einberufungsbefehl zum RAD (Reichsarbeitsdienst) Abtlg. 4/105 Beiershaus, im Bunzlauer Stadforst gelegen, in der Tasche. Im Gepäck nur das Notwendigste. Zahn- und Schuhputzzeug, etwas warme Unterwäsche und Reiseproviant. Proviant war in dieser Zeit sowieso das Wichtigste. Im Ungewissen auf das Kommende wurde ich von meiner Mutter damit gut versorgt. Zuletzt gab mir meine Mutter noch mein Postspargbuch in die Hand. Mit 600 RM-Guthaben: „Für den Notfall“. Das sollte mir viel später noch eine große Hilfe sein. In unserer Siedlungshaushälfte am Stadtrand von Lauban waren wir im Lebensmittelbereich zum großen Teil so genannte Selbstversorger. Unsere „Arche Noah“ war gut bestückt mit Ziegen, Gänsen, Enten, Hühnern, Kaninchen und diversem Gemüse sowie Früchten aus unserem Garten.



***Das Elternhaus von Hans-Peter Scholz in Lauban/Niederschlesien; eine Aufnahme aus dem Jahre 1937 nach dessen Fertigstellung.***

***Foto: Privat, Reproduktion: BZ***

Meine Mutter brachte mich zum Bahnhof. Unser Weg führte an für mich altbekannte Orte unserer Stadt vorbei. An der „Kriegsbeschädigten-Siedlung“ vorbei, die für verletzte Veteranen des 1. Weltkrieges erbaut worden war. Unterhalb derselben befand sich die Taschentuchweberei Lassmann. Hauptgeschäftszweig in Lauban war die Textilindustrie, namentlich die Herstellung von Taschentüchern - Slogan: „Lauban putzt der Welt die Nase“. Links gegenüber Lassmann befand sich die Infanteriekaserne. Weiter führte uns der Weg durch Niederaltauban, hinweg über den Altaubanbach. An der Poststraße linkerhand befand sich die Druckerei Goldammer. Dort wurde unser „Laubaner Tageblatt“ gedruckt. Ich selbst hatte die Gelegenheit, diese Zeitung 1940 bis 42 im Gebiet Breite Straße, Moltkestr., Grüner Weg und Oberaltauban auszutragen. Die Abholung der Zeitung erfolgte wochentags jeweils nachmittags um 14 Uhr. Offenbar wurde damals die Zeitung noch nicht zum Frühstück gelesen.

In der Poststrasse passierten wir auch die Villa des Arztes Dr. Fränkel. Dieser hatte mich etwa 1936/37 im Alter von 8 Jahren an Nasenpolypen ambulant behandelt. Zum ersten Male erlebte ich an mir eine Behandlung mit Lachgas. Dieser Arzt hatte mir eine sehr gute einfühlsame Behandlung zukommen lassen. Etwa 1940 waren auch in Lauban unsere jüdischen Mitbürger deportiert worden. Dies hatte in jenem Augenblick in der Bevölkerung für Aufsehen gesorgt. Unter Nachbarn wurde mit einer gewissen Ratlosigkeit, Unverständnis und Verärgerung darüber gesprochen – zufällig in meinem Beisein. Ich wurde stutzig, da in diesem Zusammenhang der Name Dr. Fränkel fiel: „Diesen hätte man doch dalassen müssen, er war doch schließlich ein guter Arzt“, klingt es noch heute in meinen Ohren. Es hieß, die Leute

kämen alle nach Breslau. Erst bei diesem Gespräch erfuhr ich, es handele sich bei Dr. Fränkel um einen Juden. Welches Schicksal diesen Menschen beschieden war, war zu diesem Zeitpunkt niemanden in der Bevölkerung bekannt. Die Wehrmacht siegte damals noch an allen Fronten. Die Bevölkerung war außerdem voll beschäftigt. Viele Männer im Kriege. Opponenten, die es vor allem in der Arbeiterschaft gab, wandten sich von der Politik ab. Sie arbeiteten wöchentlich ihre 48 Stunden und oft mehr ab. Opposition fand zu Hause statt, nach Außen war sie lebensgefährlich.

Die Villa von Dr. Fränkel nahmen wir auf meinem jetzigen letzten Weg zum Bahnhof natürlich nicht besonders zur Kenntnis. Was vor vier Jahren hier geschah, war vergessen. Mutter und ich sprachen jetzt wenig. Wir spürten das Ungewisse der nahen Zukunft. Die Nachrichten meldeten zwar Brückenköpfe, die russisches Militär westlich der Weichsel bilden konnte und Kämpfe bereits in Ostpreußen sowie bei Aachen im Westen des Reiches, wo die Amerikaner im Vormarsch waren. Es übertraf aber für uns jegliche Vorstellung, dass bei uns jemals und dazu noch in kurzer Zeit Russen auftauchen könnten. Je Näher die Gefahr, umso unglaublicher erschien sie uns.

Es war ein herrlicher Sonntag mit Minustemperaturen nachts von ca. 15 Grad. Der Abschied von meinen beiden um fünf und neun Jahre jüngeren Brüdern Rudi und Helmut war kurz. Ebenso in meiner Lehrfirma, bei Verwandten und Freunden. Man machte sich nicht gegenseitig Angst, sondern eher Mut, dass man alles gut überstehen werde, und sich die Zeiten alsbald bessern würden. Jedoch eine düstere Ahnung blieb bestehen. Man nahm das augenblickliche Schicksal allgemein hin, war zumindest nach Außen das Gefühl. Zu diesem Zeitpunkt war die Erfordernis der Pflichterfüllung gegenüber unserem Lande noch der bestimmende Antrieb. Noch gab es kein Chaos. Abschiede fanden in dieser Zeit immer wieder und in fast allen Familien statt.

Zwischen 1937 bis 1941 hatte ich bereits jeweils für je vier Wochen vier Mal an einer „Kinderlandverschickung“ teilgenommen: in Tangerhütte/Altmark, Nordholz/Nordsee, Schellerhau/Erzgebirge. und in Schlesiersee bei Grünberg/Schlesien. Ich war damals immer reiselustig, wurde daher oft als „Platzfüller“ gefragt, wenn Kinder aus welchen Gründen auch immer ausfielen. Im Sommer 1944 war ich auf einem Segelfliegerlehrgang in Wolfsberg bei Goldberg/Schlesien und last but not least von Oktober bis Anfang Dezember desselben Jahres beim Schanzeinsatz an der früheren schlesisch-polnischen Grenze in Groß-Wartenberg, ca. 50 km östlich von Breslau gelegen.

Dieser von der schlesischen „Hitlerjugend“ organisierte Einsatz erhielt den Namen: „Unternehmen Berthold“. Entlang dieser Grenze wurden ein Schützen- und ein Panzergraben gezogen. Wir, der HJ-Stamm Lauban, waren mit dem Schützengrabenbau beschäftigt. Dieser wurde so lange in den Erdboden hineingegraben, bis man eine Sumpfwiese erreichte. Dort wurde er kurzerhand im bzw. über dem Grundwasser etwa 50-80 cm oberirdisch weitergebaut. Er wurde durch verdrahtete Holzpfosten und Geäst verstärkt. Anfangs war unsere Stimmung noch abenteuerlustig. Der Ausmarsch erfolgte jeweils



***Fotografie von Hans-Peter Scholz mit einer „Box Kamera“ aus dem Jahre 1943, vom Nachbarhaus aufgenommen: Blick auf den Steinberg, den Laubaner Hausberg schlechthin. Im Vordergrund die sogenannte Kriegsversehrtensiedlung.***

***Foto: Hans-Peter Scholz, Reproduktion: BZ***

noch mit Blasmusik und Gesang. BDM-Mädchen reinigten unsere Kleider und sangen uns auch mal fröhliche Lieder aus Film und Operette (keine Kampflieder) vor. Später begann sich die Stimmung zunehmend zu verschlechtern.

Unsere Unterkunft befand sich innerhalb eines Bauernhofes, in einer Scheune mit kratzendem Strohlager. Das Kopfkissen war der Tornister, die Waschgelegenheit der Hofbrunnen. Im Laufe der Monate wurde es zunehmend kälter, zuletzt auch frostig. Die Verpflegung war einigermaßen erträglich. Sie erfolgte von einem Eisenbahnküchenzug namens „Hermann Göring“, stationiert auf der dortigen Bahnstation. Der Name bürgte hier für „Quantität“. Es gab genügend warme Verpflegung, jedoch die Qualität ließ oft zu wünschen übrig.

An einem Sonntag wurden wir „Schanzer“ von den Bauern der Umgebung zum Mittagessen eingeladen. Es gab echte schlesische Bauernkost, reichlich Fleisch, Klöße, Sauerkraut und Kompott sowie Bier. Das Bier konnte dank seiner Alkoholschwäche bei uns keinen „Schaden“ anrichten. Alles von der Bäuerin liebevoll zubereitet und mit ihrem besten Geschirr serviert. Unser Bauer und seine Frau zeigten uns stolz ihr schönes großes Landgut, direkt an der ehemaligen Grenze zu Polen gelegen. Man konnte auch die unterschiedlichen Ackerbaukulturen über die Grenze hinaus deutlich erkennen. Auch die schönen Pferde (belgische Ackerpferde) durften wir mal kurz auf deren breiten Rücken probereiten.

Keiner von uns dachte auch nur im Entferntesten daran, dass hier das Ganze in ca. vier Monaten in Flucht und Chaos enden würde. Dem Schützengraben gaben wir 15-jährige Laien absolut keinen praktischen Verteidigungswert. Wir lachten manchmal darüber. Die ganze Angelegenheit betrachteten wir „für die Katz“. Unter den einzelnen HJ-Trupps gab es auch Streitereien, insbesondere zwischen den einzelnen Stadtstämmen. Bei nächtlichen Aktionen wechselte auch einmal ein Kanonenofen, ein Huhn samt Eiern, eine Ente oder Gans den Besitzer. Diese „Untaten“ wurden bei gelegentlichen Appellen bekannt gegeben und vor Nachahmung gewarnt. Manchmal mit einem Augenzwinkern.

Von dieser „Reise“ kehrte ich also am 3.12.1944 nach Hause zurück. Heute galt es wieder einmal Abschied zu nehmen. Wir wussten, dass es diesmal anders sein würde als früher. Es gab kein Rückkehrdatum. Dies machte die Angelegenheit für meine Mutter sehr schlimm. Ich selbst hatte, inzwischen gerade 16 Jahre und 20 Tage „jung“, weniger Bedenken, war doch bisher alles gut verlaufen. Der Arbeitsdienst war noch kein Militär. Fürwahr, die Einberufung war nicht befristet. Nach dem Gesetz dauerte die Arbeitsdienstpflicht zwei Jahre. In den letzten Kriegsjahren verkürzte sich diese Zeit auf etwa sechs Monate. Anschließend kam man nahtlos zum Militär. Die einberufenen Jahrgänge wurden dabei immer jünger. Der Nachschub an „Menschenmaterial“ erlaubte keine Unterbrechung.

Bei uns war man schließlich beim Jahrgang 1928, 2. Jahreshälfte, angekommen. „Pass gut auf Dich auf!“ waren wohl die letzten Worte meiner Mutter. Mit Tränen in den Augen und einem langen Kuss war unser Abschied ziemlich schmerzhaft. Die Abfahrt vom vertrauten Laubaner Bahnhof erfolgte um 14 Uhr. Die Züge fuhren noch pünktlich ab. Bei dem auf der ca. 16 km langen nach Kohlfurt führenden Bahnlinie eingesetzten Triebwagen handelte es sich um ein damals sehr modernes, mit Diesel-Akkumulatoren betriebenes Fahrzeug. Die Fahrt führte mich jetzt über eine verschneite und von der Sonne erhellte Landschaft an Kindheitserinnerungen vorbei, wie dem einfachen Sandkastenspielplatz am Klosterstift zur heiligen Maria Magdalena, der katholischen Kirche, deren klangvolles Geläut mich bereits als kleines Kind bei Krankheit im Kinderbett stark beeindruckte. Über Kohlfurt am Truppenübungsplatz Neuhammer vorbei ging es nach Sagan. Dort traf ich einige Kameraden mit gleichem Ziel. Bei etwas Aufenthalt wollten wir die Stadt besichtigen. Zu unserm Schrecken war die Stadt bereits durch einen kürzlich erfolgten Fliegerangriff stark beschädigt. Wir fanden weder ein geöffnetes Café noch eine Gaststätte vor.

### **Antritt beim Reichsarbeitsdienst**

Am Abend erreichten wir bei eisiger Kälte das Arbeitsdienstlager Beierhaus, im Bunzlauer Forst gelegen. Ich wurde in ein bereits mit drei Kameraden belegtes Vier-Mann-Zimmer eingewiesen. Es war sauber und durch einen Kanonenofen mit kräftigem Holzfeuer wohlig durchwärmt. Die Küche war bereits geschlossen, aber es stand eine Kanne mit heißem Tee bereit. Wir machten uns gegenseitig bekannt. Die erste Botschaft war: „Morgens um 6 Uhr ist Wecken und 10 Minuten später raustreten zum

Frühspurt." Am nächsten Vormittag ging es in die Kleiderkammer zum Einkleiden in die neue RAD -



**Auf „Kinderlandverschickung“ 1942 in Tarnau am See, Kreis Schlesiersee (jetzt polnisch Slawa). Eine Sensation war die Lieferung einer Ladung Orangen aus Spanien.**

**Foto: Privat, Reproduktion: BZ**

Uniform. Die Kopfbedeckung: genannt: „Arsch mit Griff“ (gespaltenes Käppi mit Mützenschirm). Am Nachmittag erfolgte eine Einweisung in den Dienstablauf der kommenden Tage. Eine wichtige Anordnung war: „Auf dem Hofe, und auf allen Wegen zu den einzelnen Gebäuden ist der Laufschrift anzuwenden“. Langsames Gehen war verboten, was bei dieser Kälte auch leicht zu befolgen war. Die Wasch- und Toilettenräume sowie der Speiseraum befanden sich auf der rechts, schräg gegenüber liegenden Seite unserer Unterkunftsbaracke.

Am nächsten Tage fand ein Morgenappell mit Begrüßung durch den Abteilungsleiter, Feldmeister Goretzki, statt. Er wies uns darauf hin, dass wir im Hinblick auf die schlechter werdende Versorgungslage beim Arbeitsdienst gut gepflegt seien und den Eltern nicht „zur Last“ fallen würden. Das konnte ironisch, oder wie ich glaubte, ehrlich und gut gemeint gewesen sein. Anschließend erfolgte in den nächsten ein bis zwei Tagen Unterricht über Dienstbetrieb, RAD-Organisation, etc. In den nächsten Tagen ging es in den nahen Mischwald (Birke, Buche, Kiefer) zum Holz sägen. Es wurden bereits gefällte Bäume von den Ästen befreit und zersägt. Allerdings alles ohne Maschinen, nur mit Axt und Handsäge. Im Schnee, bei trockenkaltem Wetter und schönstem Sonnenschein, war dies nicht so unangenehm.

Etwa am 20. Januar wurde ich in die Schreibstube beordert. Meine Tätigkeit dort war ziemlich diffus. Akten sollten eingeordnet und irgendeine Statistik erstellt werden. Zu gleicher Zeit machte sich eine gewisse Unruhe unter den Kameraden breit, die auch in der Schreibstube zu spüren war. Wir erhielten jetzt erneut Unterricht und zwar im Gebrauch des Karabiners „98k“. Sodann ging es hinaus auf den Schießstand. Dort bekamen wir allerdings nicht den deutschen Karabiner, sondern ein russisches Gewehr für die Schießübungen gestellt. Diese Flinte hatte für mich ein gewaltiges Gewicht. Im Liegen konnte ich damit schießen, im Stehen war das ohne Auflage nicht möglich. Jetzt wurde erstmals scharf geschossen.

Das Wetter war jetzt neblig und nasskalt. Auf der Holzpritsche, beim Schießen im Liegen war das besonders unangenehm. Auch im Gebrauch einer Handgranate gab es jetzt Unterricht, ohne diese jedoch selbst in die Hand zu bekommen. Einige unserer Kameraden sagten jetzt: „Wir wollen hier im Walde nichts verteidigen. Wenn, dann direkt zu Hause.“ Inzwischen hieß es, die Russen hätten bereits an verschiedenen Stellen die Oder erreicht. Es gab weder Radio noch irgendeine Zeitung für uns einfache Arbeitsmänner, aus deren Meldungen man die gegenwärtige Lage hätte herauslesen können.

### **Verlegung nach Bayern**

Am 29. Januar 1945 kam der Befehl: „Tornister packen, morgen Früh erfolgt bei Tagesanbruch der Abmarsch zur Bahnverladung!“ Am nächsten Morgen wurden Pferdeschlitten mit Gepäck und Bagage beladen. Auf deren hinteren Kufen stehend ging es dann zur nächsten Bahnstation Cosel. Ein Güterzug stand zur Abfahrt bereit, an dessen Ende ein D-Zugwagen angekoppelt war. Es hieß, dieser sei für das Führungspersonal und teilweise deren Familien bestimmt. Das machte uns nicht nur stutzig, sondern auch ärgerlich: „Die konnten sich das leisten!“

Der Hauptteil unserer RAD-Abteilung wurde in drei geschlossene Güterwagen mit jeweils 45 Mann verteilt. Ein Liegen oder irgendwie Sichausdehnen war nicht möglich. Wir saßen darin, die Knie angezogen und den Tornister im Rücken, wie die Heringe. In der Mitte des Waggons befand sich ein Kanonenofen. Da ich beim Einsteigen wohl mit der Letzte war, konnte ich am Eingang neben dem Ofen Platz nehmen. Dafür musste ich diesen auch mit Brennholz füttern. Die Schiebetüren des Waggons waren etwa 30 bis 40 cm geöffnet, so dass man dort ein wenig hinausschauen konnte. Es gab Kaltverpflegung für den Tag und den nächsten Morgen. Bis alles geregelt und verstaut war, wurde es später Nachmittag. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war der 30. Januar 1945. Dieser Tag wurde insbesondere in meiner Schulzeit und natürlich öffentlich als der „Tag der Machtergreifung“ durch Hitler seit 1933 groß gefeiert. Ausgerechnet an diesem Tage fanden wir uns nun in diesem Güterwagen wieder. Wohin? Auf der Flucht? In einen Einsatz? Für mich gab es jetzt keinen Zweifel mehr: das Kriegsende rückte näher.

Es war schwierig, sich laut darüber zu äußern, denn das ganze Geschehen war für uns noch eine unvorstellbare Größe. Russen in Schlesien, womöglich noch in meiner Heimatstadt? Was für eine Gefahr für die Menschen allesamt! Eine noch unglaubliche Vorstellung. In der Nacht bewegte sich unser Zug in langsamem Tempo, mehrmals haltend, in Richtung Nordwest an unbeleuchteten Bahnstationen vorbei. Nur die Weichenbeleuchtung tauchte zwischendurch auf. Wir dösten sitzend im Waggon und erwachten am nächsten Morgen auf dem Güterbahnhof in Cottbus. Warme Verpflegung gab es keine. Es reichte lediglich für warmen Tee, der uns auf der Bahnstation in die Feldflasche gereicht wurde. Im Übrigen gab es ausreichend Kaltverpflegung: Brot mit Butter, Wurst oder Käse. Der Schnee war in Cottbus schon spärlicher. Wir konnten uns ein wenig die Füße vertreten.

Wohin die Fahrt gehen sollte, war uns ein Rätsel. Es ging jetzt ein Gerücht um; ein Führerbefehl würde unsere Evakuierung auslösen. Wir - ausgerechnet wir - sollten eine „Eiserne Reserve“ bilden, im Zusammenhang mit dem Einsatz der „Geheimwaffen“. Für viele erstaunlich, für mich absurd. Warum wollte man mit dem Einsatz dieser Geheim- bzw. Vergeltungswaffen warten, bis sich halb Deutschland in Feindeshand befindet? Unsere Rückverlegung war allerdings eine Tatsache und nicht zuletzt unser Glück.

Heute, im Nachhinein wäre es eine Überlegung wert, dass man einen solchen Befehl lancierte, um die Verlegung möglichst vieler RAD-Einheiten des Arbeitsgauses Niederschlesien in den „sicheren“ deutschen Westen zu rechtfertigen und dies hierdurch zu ermöglichen. Denn eine beim Bundesarchiv in Berlin vorliegende Liste des RAD-Arbeitsgauses X Niederschlesien zeigt, dass nahezu alle dazugehörigen Einheiten offenbar in den letzten Kriegstagen nach Westdeutschland verlegt wurden. Ausnahmen bildeten RAD-Flakeinheiten, die sich bereits im Osten im Einsatz befanden und daher nicht abgezogen werden konnten.

Unser Zug dampfte von Cottbus eine weitere Nacht jetzt in Richtung Westen, unterbrochen von zahlreichen Zwischenstopps. In einzelnen Fällen wurde auch die Lok gewechselt. Am Türspalt war in der dunklen Nacht nichts zu erkennen. Im Morgengrauen huschte der Stationsname Senftenberg vorbei. Ungefähr wussten wir jetzt, wo wir uns befanden. Im Laufe des Tages erreichten wir die Bahnstation Großhartau bei Bischofswerda. In einem Nachbarort, möglicherweise in Bühlau, bezogen wir Quartier. Es war der 1. Februar. 1945. Unsere Schlafstelle war der Fest- und Ballsaal, im oberen Stockwerk einer Gaststätte gelegen.

Die nächsten Tage verliefen für uns ziemlich langweilig. Schnee gab es hier keinen mehr, dafür Schmuddelwetter. Da man nicht wusste, was man mit uns anfangen sollte, fiel man auf den Gedanken, mit uns auf der Dorfstraße das Marschieren zu üben. Auf der regennassen Straße wurden der Paradeschritt und der Stechschritt geübt, so dass das Wasser aus den Pfützen nur so spritzte. Für die Dorfbewohner und besonders deren Töchter wahrscheinlich ein willkommener, abwechslungsreicher Anblick!



Zwischendurch marschierten wir nach Bischhofswerda, um dort in der Güterhalle etwa 30 Fahrräder abzuholen, davon die meisten nicht fahrbereit. Wir mussten diese dann auf dem Rückweg, etwa 6 - 8 km schieben. Geschlafen wurde im oben erwähnten Tanzsaal auf dem Fußboden; der Tornister diente als Kopfkissen. Die Waschgelegenheit befand sich wieder draußen am Hofbrunnen. Der Freitag wurde zum Putz- und Flicktag erklärt. Die Uniform samt Stiefel wurde einer gründlichen Reinigung unterzogen. Für den kommenden Samstag war „Ausgang“ angekündigt. An diesem Tage erfolgte am Nachmittag der Kleiderappell. Nicht nur die Uniform musste jetzt glänzen, sondern auch die Fingernägel!



***Eine Anklage gegen den Krieg: Reichspropagandaminister Josef Goebbels gratuliert am 9. März 1945 auf dem Marktplatz in Lauban/Schlesien Wilhelm H., einem allenfalls 16-jährigen Jungen, zu einem Orden. Dieses Schicksal blieb Hans-Peter Scholz erspart.***

***Foto: Privat, Reproduktion: BZ***

Einigen Kameraden wurde der Ausgang schon ein wenig erschwert. Nicht jeder hatte von zu Hause Schuhputz- und Nähzeug dabei, was bei der Einberufung mit angeordnet war. Für mich war das bereits Erfahrungssache. Allgemein wurde zuletzt im einen oder anderen Fall Milde geübt. Der späte Nachmittag wurde sodann in einer noch geöffneten Dorfschänke verbracht. Wir Arbeitsdienstler waren dort die einzigen Gäste. Hinzu kamen noch einige junge Mädchen aus dem Dorfe. Die älteren Männer befanden sich im Kriege, wie unsere Väter übrigens auch. Für die Frauen war ein Gaststättenbesuch allgemein damals noch nicht üblich. Außerdem waren diese sicherlich so beschäftigt, dass so etwas wohl das Letzte war, was für sie in Frage kam. Eher schon ein Kinobesuch, auch wenn der Weg oft weit war.

Eines dieser Mädchen brachte eine Handharmonika mit und versuchte etwas Stimmung in die Gaststube zu bringen, was jedoch nur sehr bedingt gelang. War da nicht so etwas wie Fastnacht im Februar? Wir dachten dabei an die nicht allzu ferne Heimat. Inzwischen wussten wir, dass Breslau zur Festung erklärt worden und von den Russen so gut wie eingeschlossen war. Eine echte Stimmung kam nicht auf. Außer dem damals üblichen leichten Bier oder Limonade gab es nichts Aufmunterndes, weder zu trinken noch zu essen.

Am darauf folgenden Tage war unser Hof plötzlich mit mehreren Pferdefuhrwerken gefüllt. Bepackt mit Hausrat, Kleidern, alten Leuten, Frauen und Kindern in ihren Kleidern verummmt, frierend und schimpfend. Hals über Kopf hatten sie ihre Heimat, Haus, Hof, ihre Tiere verlassen und vor den anrückenden Russen fliehen müssen. Sie waren hungrig und durchgefroren. Die Frauen beklagten sich über die „katastrophale Organisation“. Man habe sie bis zum letzten Augenblick über das Geschehen im Unklaren gelassen. Sie hatten nichts zum Essen und wussten nicht wohin.

Wir selbst waren ratlos und ebenfalls verängstigt. Ich selbst fühlte mich in diesem Augenblick in einer komfortablen Situation, denn wir hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf und bisher ausreichend zu Essen. Aber es kam an diesem Tage noch schlimmer. Die Hauswirtin hatte am Mittag das Fenster der Gaststube geöffnet, so dass wir im Hofe die Mittagsnachrichten hören konnten. Jetzt wurde plötzlich meine Heimatstadt Lauban in Schlesien im Zusammenhang mit dort stattfindenden schweren Kämpfen genannt. Diese Nachricht versetzte mir einen schweren Gemütsschock. Jetzt war dieser Krieg endgültig mit Wucht bei mir angekommen. Die Einwohner meiner Heimatstadt waren demnach ebenfalls evakuiert.

Was war mit meinen Lieben zu Hause geschehen? Wie das ablief, konnte ich hier vor meinen Augen im Hofe sehen. In den Nachrichten hieß es, die Sowjets konnten nach schweren Kämpfen zum Stehen gebracht werden. Schriftverkehr war nicht möglich, auch mangels Schreibmaterial. Schon gar nicht das Telefonieren. Mir war in diesem Augenblick klar, dass die Sowjets diese, meine Heimatstadt, nie mehr herausgeben würden. Dies war meine Überzeugung und damit war für mich klar, dass es ein Zurück in meine Heimatstadt nie mehr geben würde. An diesem Abend legte ich mich auf meinen Tornister (Kopfkissen) und weinte bis in die Nacht hinein. Meinen Kameraden - allesamt aus Schlesien - ging es ebenso.

Ich wusste, wie grausam dieser Krieg geführt wurde und bisher verlaufen war. In meinem Lehrbetrieb, der Fa. Martin Askerz Ing., Spezialfabrik für Heizungsanlagen in Oberaltlauban, war es in der letzten Kriegsjahren zur Regel geworden, dass die Lehrlinge am Ende ihrer Lehrzeit im Alter von ca. 17 Jahren zum Wehrdienst eingezogen wurden. Zunächst, wie oben erwähnt, zum RAD. In den Urlaub zurückgekehrt, besuchten sie dann kurz ihren ehemaligen Chef und berichteten ihm über das Erlebte. Zu Kriegszeiten wohl immer spannend.

Im Sommer 1943 kam wieder einmal ein „Ehemaliger“ als Urlauber zur Stippvisite. Die Unterhaltung verlief in der Wohnung unseres Chefs und dauerte längere Zeit. Als der Chef danach – es war kurz vor Mittag – zu mir ins Büro kam, war er total verstört. Er musste schlimme Sachen erfahren haben, die er mir wohl als Lehranfänger und der Brisanz wegen nicht im Einzelnen erklären konnte oder wollte. Entsetzt sagte er nur, an mich gerichtet: „Gnade uns Gott, wenn wir diesen Krieg verlieren!“ Damit war nicht nur gesagt, was Schlimmes geschehen war, sondern auch erstmals, dass es nicht mehr nach einem Sieg aussah. Hinzu kam, dass diese Aussage von einem aktiven Parteimitglied in seiner Eigenschaft als „NS-Blockleiter“ gemacht worden war. Damals wie heute sah ich in meinem Chef keinen fanatischen Parteimann, sondern einen Menschen, der seine Hoffnungen auf eine gute und bessere Zukunft setzte. Übrigens soll Herr Askerz in den Wirren des Kriegsendes von Polen getötet worden sein.

Am nächsten Tage hatten die Flüchtlinge den Hof unserer Gaststätte wieder verlassen. Möglicherweise wurden sie in der näheren Umgebung untergebracht oder weitergeschickt. Am Dienstag, den 13. Februar 1945, erfolgte gegen 22 Uhr Fliegeralarm. Wir verließen unsere Unterkunft und begaben uns auf einen Hügel außerhalb unseres Dorfes. Dann in der Nacht hörte man ein dumpfes Donnern und Wummern. Wir erblickten gegen Nordwesten einen sich rot färbenden Horizont. Alles strebte auf eine Anhöhe hinauf. Was ist los? Ein von uns Schlesiern bisher nicht gekanntes Erlebnis begann seinen Lauf. Um uns herum nächtliche Stille, Schweigen.

Jemand sagte: „Dresden wird bombardiert!“. Schauen, staunen, hören. Man vernahm jetzt das Brummen der Flugzeugmotoren. Flakabwehr hörten wir nicht. Diese gab es auch nicht. Immer wieder in der Ferne Explosionen. Kein Wort wurde gesprochen. Jeder war mit seinen Gedanken für sich allein. Was geschah mit den Menschen in dieser Stadt? Das Geschehen dort war für uns unvorstellbar. Dass dort eine Katastrophe stattfindet, aus der es kaum ein Entkommen gab, wussten wir. Inmitten dieser höllischen Kriegsmaschinerie verspürten wir unsere eigene Hilflosigkeit und Ohnmacht. Wir waren Zuschauer, nichts als Zuschauer, ohne mit dem Inferno direkt in Berührung zu kommen.

Spät nach Mitternacht hörten die Detonationen auf. Die Ruhe war jetzt vollkommen und zugleich gespenstisch. Der Horizont war blutig rot, flackernd. Schweigend, wortlos gingen wir zurück in unsere Unterkunft. Dass wir als Reichsarbeitsdienst jetzt in einen Einsatz nach Dresden kommen würden, kam uns nicht in den Sinn. Warum dies nicht geschah, ist mir bis heute ein Rätsel. Dies wäre nicht nur naheliegend, sondern auch dringend notwendig gewesen.

Stattdessen erfolgte bereits am nächsten Tage, am 14. Februar, die erneute Bahnverladung unserer Abteilung. Nach meiner Wahrnehmung bestiegen wir die gleichen Waggons, die wir vor etwa zwei Wochen verlassen hatten. Wieder befanden sich etwa 45 Mann in einem Waggon. Der Kanonenofen stand immer noch an seinem Platz. Die Witterung war jedoch bedeutend milder als bei unserer Ankunft. Wieder ging es in langsamer Fahrt mit ständigen Unterbrechungen einem unbestimmten Ziel entgegen.

Am nächsten Tage erreichten wir gegen Mittag den Güterbahnhof von Neustadt in Sachsen. Dort gab es gleich nach unserer Ankunft gegen Mittag erneut Fliegeralarm. Bevor wir den Bahnhof verlassen konnten, überflog uns eine Staffel viermotoriger Bomber unter herrlich blauem Himmel, unbehelligt wie bei einem Paradeflug. Sie flogen ziemlich tief. Nicht auszudenken, wenn jetzt Bomben fielen. Es passierte nichts. So konnten wir uns jetzt noch ein wenig auf dem Bahnhofsgelände umsehen. Wir inspizierten noch schnell neugierig das Cockpit eines Focke-Wulf-Jagdflugzeuges sowie einen Tiger-Panzer, beides auf offenen Güterwagen verladen. Das enge Cockpit des Flugzeuges beeindruckte mich schon sehr, ebenso der sandfarbene angestrichene Panzer, der offenbar für einen Afrikaeinsatz vorgesehen war. Bei beiden Dingen stellte ich mir den realen Einsatz vor, wobei es immer Gewinner und Verlierer gab.

Letztendlich beschlich mich dabei ein sehr unangenehmes Gefühl. Für mich war klar, dass es bei jedem Gefecht auch Verlierer gab. Es gab viele Gefechte in diesem Krieg, somit auch viele Verlierer. Wer wollte schon zu den Verlierern gehören? Unsere „Kriegsbegeisterung“, wenn überhaupt vorhanden, sank jetzt auf Null.

Am Nachmittag ging die Fahrt weiter. Ich hatte wieder das Glück, an der Tür zu sitzen, so dass ich plötzlich im Mondenschein das glitzernde Band eines Flusses erblickte. Nach kurzem Ratespiel erkannten wir, dass es sich hierbei nur um die Elbe und bei den sich im Dunkeln gegen den Himmel abhebenden Bergen um das Elbsandsteingebirge handeln musste. Die Schönheit dieses Elbtales, ins fahle Mondlicht getaucht, faszinierte uns, zog uns in seinen Bann. Über Aussig, Teplitz-Schönau im Sudetenland ging es jetzt entlang der Eger bis nach Karlsbad. Es gab mehrere Aufenthalte auf freier Strecke und auf verschiedenen Bahnhöfen Lokwechsel.

Auf dem Bahnhofsgelände in Karlsbad veranstalteten wir im morgendlichen Dämmerlicht unsere erste Frühgymnastik auf dieser Reise. Diese hatten wir durch die bereits Tage dauernde Hocke im Waggon dringend nötig. Während wir im Sudetenland unterwegs waren, befanden sich, wie sich später herausstellte, etwa zur gleichen Zeit, meine Mutter mitsamt meinen beiden Brüdern auf der gleichen Bahnstrecke auf der Flucht vor den Russen ins Fichtelgebirge. Sie waren von der Parteiorganisation Mitte Februar mit Stundenfrist zum Verlassen unseres Heimes aufgefordert worden. Ihre Angst vor „dem Russen“ war riesengroß. Die Fahrt auch für diese eine Reise ins Ungewisse, verlief wesentlich turbulenter als die unsrige. Vor allem gab es keinerlei geregelte Versorgung in jeglicher Hinsicht. Die Frauen mussten während der Fahrt um das Lebensnotwendige regelrecht kämpfen. Die hygienischen Verhältnisse im Flüchtlingszug waren katastrophal. Im Fichtelgebirge wurden die Flüchtlinge von der dortigen NS-Parteiorganisation auf Bauernhöfe verteilt.

Eines Morgens wurden wir durch holpriges Rangieren unseres Zuges wieder einmal unsanft geweckt. Draußen hörten wir für uns unverständliche Wortlaute. Wir waren wiederum beim Raten unseres Aufenthaltsortes. Das Ergebnis war: Wir befanden uns jetzt in Bayern, irgendwo in der Nähe des Böhmerwaldes. Wir führten wiederum unsere Frühgymnastik durch. Unsere Fahrt verlief weiterhin

schleppend, oft unterbrochen durch Rangieren und Lokwechsel. Die Lebensmittelversorgung unserer Abteilung war während der Fahrt erstaunlich reibungslos.

Regelmäßig am Abend wurde irgendwo auf einem Bahnhof die Kaltverpflegung für den nächsten Tag in ausreichendem Maße verteilt. Es gab pro Person eine gewisse Brotmenge mit entsprechendem Aufstrich, bestehend aus Butter, Wurst oder Käse. Als Getränk wurde jeweils gegen Mittag Tee in die Feldflaschen ausgegeben, zubereitet mit der auf dem Zug mitgeführten Feldküche. In Bayern angekommen, war für uns ein Fronteinsatz im Osten kaum mehr zu erwarten. Wir bekamen jetzt ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Im Moment konnte uns nicht mehr viel passieren.

Auf dieser Fahrt ins Ungewisse hatten wir viel Zeit zur Frage: „Was wird aus uns“? Auch zum Nachdenken über die zurückliegenden Zeiten in unserer Heimat. Deren Verlust konnten wir alle noch nicht begreifen. Ich dachte zurück an das erst 1937 fertig gestellte Bergbad auf dem Steinberg. Von dort aus der herrliche Blick über Kerzdorf auf das Iser- und Riesengebirge, das mit seinen bis in den Sommer hinein weiß leuchtenden Schneegruben dem Bad eine einmalige Note gab! Als Schüler fanden wir uns zur Sommerzeit so oft wie möglich dort ein. „Zutritt für Juden verboten“ war auf einem Schild zu lesen.

Ebenso kam mir meine kurze kaufmännische Lehrzeit in der Firma Askerz ab April 1943, in Erinnerung. Mein Vorgänger, Heinz Wiesner, wurde im Frühjahr 1944, noch im zweiten Lehrjahr, zum Militärdienst eingezogen. Eine ehemalige Mitschülerin, Inge Polte, trat danach Ostern 1944 ihre Lehre bei uns an. Wir verstanden uns gut. Es wurde über vieles gesprochen. Immer wieder endeten die Gespräche der Mädchen bei deren älteren Freunden, die sich allesamt beim Militär befanden.

In der Werkstatt war zuletzt nur noch eine ältere Person beschäftigt, Emil Nase. Dieser Mann war mir noch aus meiner Kinderzeit vor einigen Jahren als „Nase-Emil“ bekannt. Die Kinder ärgerten ihn, indem sie ihm auf dem Marktplatz mit ihren Fingern die verlängerte Nase zeigten. Damals war dieser Mann ohne Beschäftigung. Ich war erstaunt, wie er nunmehr Technik und Werkzeuge beherrschte. U.a. konnte er auch einwandfrei schweißen.

Der wohl letzte Firmenauftrag war die Erstellung einer Warmwasser- Zentralheizung in Siegersdorf, Kreis Bunzlau, beheizt mit einem „Buderus“ Kohle/Koks- Kessel. Ich kann mich an diesen Auftrag deswegen gut erinnern, da ich ihn selbst zum größten Teil bearbeiten durfte. Die Geschäftstätigkeit ging 1943/44 von Monat zu Monat rapide zurück. Jeder wirtschaftliche Vorgang einer Materialbestellung unterlag der strengen Kriegsbewirtschaftung. Er musste als kriegswichtig eingestuft sein. Eine solche Bedeutung konnte ich bei dieser Anlage nicht erkennen. Für die Firma und deren Existenz war der Auftrag jedoch wichtig. Planung und Ausführung konnte ich sehr gut in ziemlich selbständiger Tätigkeit begleiten. Im Sommer 1944 wurde nochmals eine Bahnfracht mit Rohren, Fittings und Armaturen zusammengestellt, mit entsprechenden Frachtbriefen versehen und mit Pferdefuhrwerken zur Bahn gebracht.

Meine Freizeit war damals mit Gartenarbeit und Heuernte befasst, sowie innerhalb der damaligen Staatsjugend, der „HJ“ (Hitlerjugend), voll ausgefüllt. Als Teil-Selbstversorger im Lebensmittelbereich war vor allem unsere Mutter voll beschäftigt, auch von manchen beneidet, da in vielen Dingen der täglichen Versorgung unabhängig. Innerhalb der „HJ“ befand ich mich in der Fliegergefolgschaft. Dort befassten wir uns soweit möglich mit Modellflugzeugbau und der Reparatur der vorhandenen zwei Segelflugzeuge (Schulgleiter SG 38), die im Reichsbahnausbesserungswerk untergestellt waren. An Sonn- u. Feiertagen unternahmen wir bei entsprechendem Wetter in Bertelsdorf auf dem Kreuzberg die ersten „Hüpfer“. An den Gummiseilen, rechts und links voraus, zogen je drei Jungen, am Flugzeugende zwei, die es festhielten. Der „Pilot“ gab das Kommando: „Fertig - ziehen - laufen - los“. Das Seil dehnte und straffte sich und wurde nach einigen Sekunden abgeworfen. So schwebte er dann geradeaus oder in S-Kurve ins Tal hinab. Geradeaus in einer gewissen Zeitspanne ergab die A-Prüfung, die S-Kurve ergab die B-Prüfung.

Es war eine Zeit voller Widersprüche – wie übrigens auch heute noch. Glanzvolle Veranstaltungen z.B. Laientheater bei Weihnachtsfeiern (1940 verkroch sich Churchill aus Angst vor deutschen Bomben symbolisch unter den Tisch). Für mich als Zwölfjähriger war bereits klar: eine Verdummung der Mitmenschen, die auch noch feste beklatscht wurde. Es fanden Pfingstfahrten, Geländespiele und neben dem Schulsport weitere sportliche Betätigungen statt. Das Ganze wurde ergänzt mit Vorträgen von Soldaten, bei uns z.B. durch einem Soldaten über seine Fliegerausbildung.

Als Kind verfolgte ich das Kriegsgeschehen bereits ab 1939 neugierig, auch angeregt durch die Schule. Die deutschen Siege waren damals leicht zu vermitteln. Aber bereits als Schüler stellte sich mir die Frage: „Was kommt danach, nach dem Sieg?“ Von einem Frieden wurde nie gesprochen, nur von einem Sieg. Es waren jetzt die ersten Polen als Fremdarbeiter/Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft anzutreffen. Bereits 1942 hatte eine Freundin unserer Familie in meiner Gegenwart Hitler als Verbrecher bezeichnet. Für mich ein Schock, nahezu unmöglich so etwas nur zu denken: Es hätte sie den Kopf kosten können!

Damals fanden die ersten Bombenangriffe auf deutsche Städte in „noch harmlosem Umfang“ – und offiziell totgeschwiegen – statt. Meine Mutter, selbst Mitglied in der NS-Frauenschaft, ermahnte mich, niemandem etwas davon zu erzählen, denn sie würde ins Gefängnis kommen. Im Sommer 1943 waren bei uns Verwandte aus dem durch Luftangriffe gefährdeten Hamburg untergebracht. Die deutsche Ostfront wich vor dem Russen zurück. Nordafrika ging verloren.

In dieser Zeit hörte ich im Schweizer Sender Beromünster mit exzellentem Empfang oft die 21-Uhr Abendnachrichten. Meine Mutter ging zu dieser Zeit mit Nachbarn öfter ins Kino. Ich prophezeite damals, dass bei einem weiteren steten Rückzug der deutschen Wehrmacht in Russland der Russe in spätestens zwei Jahren bei uns in Lauban ankommen würde. Auch für mich eine unglaubliche Situation.

Alle waren schockiert. „Du bist verrückt, mal den Teufel nicht an die Wand!“, war der Ausruf meiner Mutter. Auch ging mir der Ausspruch Hitlers in seiner Siegesrede nach dem Polenfeldzug nicht aus dem Kopf: „Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“

Im Juni 1940 haben wir Kinder die aus Frankreich heimkehrenden siegreichen Soldaten unseres Laubaner Infanteriebataillons fahnenschwenkend empfangen. Und jetzt werden auch bei uns wie anno 1939 von der polnischen Armee, fahnenflüchtige Soldaten und andere Menschen an Ort und Stelle umgebracht, aufgehängt etc. Wie man jetzt zu hören bekam: „Siege ade! Friede wo bist Du?“.

### **Einberufung zur Wehrmacht**

Nach etwa sechstägiger, nur im Sitzen verbrachter Bahnfahrt, erwartete uns in der Nähe von Rosenheim in Oberbayern ein ziemlich verwastrtes Barackenlager: Bettgestelle ohne Matratzen, die Räume verschmutzt und der Hof durch Schneematsch verschlammte. Zunächst hieß es, die Unterkunft und das nähere Umfeld einigermaßen zu säubern und wieder bewohnbar zu machen. Aus der Feldküche gab es erstmals warmes Essen und zwar am ersten Tage Pellkartoffeln. Sonst nichts. Später Eintopf oder Ähnliches. Die Verpflegung war hier äußerst dürftig, jedoch ausreichend. Die dortige Küchenanlage war offenbar nicht benutzbar. Die sanitären Einrichtungen waren ebenfalls heruntergekommen.

Ein regelmäßiger Dienstbetrieb fand nicht mehr statt. Unser Schlafräum enthielt drei übereinander liegende Doppelbetten mit den dazugehörigen Spinden. Eines Nachts erschienen drei oder vier Kameraden. Sie überfielen den über mir liegenden Schlafgenossen. Sie verabreichten ihm den „heiligen Geist“, indem sie ihm in minutenschnelle seinen Hintern mit Schuhcreme einrieben. Auf meine erschrockene Frage, was das solle, sagte man mir, es handele sich um einen Bettnässer. Obwohl der Kamerad über mir schlief, hatte ich selbst davon nichts bemerkt. Nachdem sich der Truppführer der Angelegenheit annahm, wurde unser Zimmerkamerad ins Krankenrevier verlegt. Ich glaube, dass dessen Krankheit durch den enormen seelischen Stress, dem wir alle ausgesetzt waren, entstanden war.

Ende Februar erfolgte die Vorbereitung für unsere Entlassung. Die Dienstkleidung wurde abgegeben. Unsere Zivilsachen tauchten wieder auf. Sie hatten den Weg bis Rosenheim gut überstanden. Für kurze Zeit waren wir wieder Zivilisten. Ich war Kriegsfreiwilliger für die Luftwaffe. Wenn man zu einer bestimmten Waffengattung kommen wollte, musste man sich spätestens bei der Musterung freiwillig melden. Für meinen Jahrgang 1928 fand diese im Sommer 1944 statt.

Somit bekam ich jetzt den Einberufungsbefehl zum Luftwaffenausbildungs-Bataillon in Kaufbeuren/Allgäu. Das empfand ich, zusammen mit anderen davon Betroffenen, als Glücksfall. Die meisten wurden zu einer Heeresinheit, andere zur Marine und einige zur Waffen-SS eingezogen. Die Bürokratie funktionierte noch erstaunlich gut. Selbst da ich nicht mehr in der Schreibstube tätig war – oder gerade deswegen? Die SS-ler waren von ihrem „Unglück“ überhaupt nicht begeistert, sondern z.T. voller Angst und

Verzweiflung. Es gab niemanden, der sie trösten konnte; ein Zuhause schon gar nicht mehr. Denn keiner von uns glaubte noch an einen Sieg, eher an ein schreckliches Ende.

Die SS war jetzt als „Himmelfahrtskommando“ in aller Munde. Diese hatte ihre eigene Musterungskommission, die unabhängig von den Wehrmachtsteilen uns alle gesondert musterte. Offiziell waren nur ideologisch gefestigte Freiwillige mit Mindestgröße und kerngesunde Leute erwünscht. 1944 nahm man es jedoch mit diesen Grundsätzen nicht mehr so genau: wer nicht bereits als Freiwilliger für eine andere Waffengattung festgelegt war, musste damit rechnen, als „Freiwilliger“ bei der SS zu landen. Die Marinefreiwilligen hatten es da schon besser. Sie sollten zu „ihrer“ Stammkompanie nach Wilhelmshaven. Eine Reise mitten durch das bombengefährdete Deutschland.

Am 28. Februar 1945 trennten sich jetzt unsere Wege. Mit einer kurzen Ansprache wurden wir von Feldmeister Gorecki, verbunden mit den besten Wünschen, entlassen. Ihm hatten wir sicherlich einiges zu verdanken. Schließlich hatte er uns zusammen mit seiner Stammenschaft über einen Monat lang sicher hierher gebracht.

Unser Lager befand sich in der Nähe von Rosenheim, wahrscheinlich in dem Ort Westendorf. Von hier aus ging es zu Fuß zum Bahnhof Rosenheim. Wir waren etwa 12 bis 15 Jungen mit der Einberufung zur Luftwaffe in der Tasche. Irgendwie empfanden wir jetzt einen Hauch von Freiheit. Die Straße war leer. Autos fahren keine. Kaum jemandem begegneten wir auf diesem Wege. Einer von uns stimmte ein Lied an. Wir sangen u.a. auch das folgende schöne Lied:

„Wir traben in die Weite, der Spaten steht im Spind  
der Arbeitsdienst macht Pleite, weil wir gegangen sind,  
und fragen uns die Leute, warum geht Ihr nach Haus,  
dann schreit die ganze Meute, hier hält's kein Schwein mehr aus.“

Es kam bei uns eine gewisse Abenteuerlust auf. Das Ziel Kaufbeuren war klar. Dieser Ort lag im schönen Allgäu. Wir hatten zwar keine Wegzehrung bei uns, waren aber keineswegs hungrig. Essen war zwar sehr wichtig; manchmal vergaß man es aber auch. Aus der Ferne leuchteten die schneebedeckten Alpen. Kein Wandgemälde, sondern Wirklichkeit.

Über die augenblickliche Kriegslage hatten wir keine genaue Kenntnis. Auch am Bahnhof Rosenheim gab es weder eine Zeitung noch sonstige Informationen. Der ausgehängte Fahrplan war nur noch bloße Makulatur. Es gab keinen regelmäßigen Zugverkehr mehr. Am Abend erreichten wir den Hauptbahnhof von München. Dort erklärte man uns, eine Weiterfahrt nach Kaufbeuren sei nur ab München-Pasing möglich. Dorthin kämen wir nur mit der Straßenbahn.



Die Trambahnfahrt á la „Weiß-Ferdl“ führte uns durch eine sich gegen den Abendhimmel gespenstisch abhebende Ruinenlandschaft. Es war eine „Geisterfahrt“. Wegen der bestehenden Verdunkelung gab es nachts nicht die kleinste Beleuchtung. Von Pasing aus brachte uns ein weiterer Personenzug nach Kaufbeuren im Allgäu. Wir waren etwa 8-12 Leute, die am Bahnhof von einem Unteroffizier abgeholt und zum Flugplatz begleitet wurden. Unsere dortige Unterkunft befand sich im Keller eines mehrstöckigen Kasernengebäudes. Wir hatten alle in einem Raum Platz. Für jeden war ein Feldbett mit Matratze vorhanden. Alles war wunderbar sauber und warm. Die durch den Raum geführten Heizungsrohre sorgten dafür. Uns wurden die Kantine und der Speiseraum gezeigt, die sich im Küchentrakt am Ende des Kasernenhofes befanden. Sogleich bekamen wir Kaltverpflegung für den Abend und den nächsten Morgen ausgehändigt.

Unsere Reise fand also wieder einmal einen erfreulichen Abschluss. Die hinter uns liegende Zeit war zwar mit Entbehrungen verbunden, jedoch nicht im Geringsten zu vergleichen mit den Leiden, die meine Mutter zum gleichen Zeitpunkt zusammen mit meinen Brüdern und die gesamte Bevölkerung Schlesiens auf ihrer Flucht durchstehen mussten. Wir konnten uns nur glücklich schätzen, diese Strapazen nicht miterlebt zu haben.

### **Rekrut der Luftwaffe**

Seit dem 1. März 1945 waren wir nunmehr Rekruten der Luftwaffe. In unserem Gebäude waren wir Kellerkinder offenbar die einzigen Bewohner. In den Räumen über uns sollte sich angeblich das aus Berlin ausgelagerte Luftfahrt-Ministerium befinden. Jedoch konnten wir dort kein Personal feststellen. Wo waren die Generäle, die hübschen Sekretärinnen?

In der ersten Zeit war unser Aufenthalt im Gelände durch Müßiggang gekennzeichnet. Ein Dienstbetrieb fand praktisch nicht statt. Es gab weder Dienstappelle noch sonstige Tätigkeiten. Irgendwann wurden wir in die Kleiderkammer zum Einkleiden beordert. Unsere Zivilsachen waren wir wieder los. Unsere Uniformen waren nach unserem Eindruck nicht in allen Teilen fabrikneu. Aber alles befand sich in einem tadellosen Zustand. Als schönstes Kleidungsstück bekam ich einen Offiziersmantel aus gestärkten Leinen und mit weitem Kragen. Andere Mäntel passten mir nicht. Meine noch neuen Privatschuhe lieferte ich diesmal nicht ab, denn ich glaubte nicht an ein Wiedersehen mit meiner Zivilkleidung.

Die Verpflegung war für damalige Verhältnisse geradezu luxuriös: mittags gab es in der Kantine regelmäßig ein gutes, abwechslungsreiches Essen – oft mit Nachtisch. Erinnern kann ich mich z.B. an für mich damals noch unbekannte bayerische Dampfnudeln sowie Griesschnitten mit entsprechenden Beilagen. An einigen Tagen wurden wir zum Schälen an der Kartoffelschälmaschine eingeteilt. Als Köche waren in der Küche Italiener tätig. Die übten ihre Arbeit locker aus und waren immer zu Späßen aufgelegt. Die Küche war mit modernster Einrichtung ausgestattet. Man sagte uns, Hermann Göring

als Luftwaffenoberbefehlshaber Sorge immer bestens für seine Soldaten. Das war wenigstens hier sichtbar und dabei tiefster trügerischer Frieden.

Außer einzelnen Kücheneinsätzen gab es für uns in den ersten Tagen nichts zu tun. Übrigens: „Hermann Göring“ hatte mich an der schlesisch - polnischen Grenze schon einmal gepflegt. Abends konnten wir auch mal in die Kantine gehen, um bei einem bayerischen Bier die Abendnachrichten zu hören. Hier vernahm ich, dass um meine Heimatstadt immer noch gekämpft wurde. Irgendeine Hoffnung war trotzdem fehl am Platze. Deutschland wurde auch im Westen immer kleiner. Die Alliierten standen bereits an der linken Rheinseite und hatten Köln besetzt.

Wir Rekruten bummelten so dahin. Vorgesetzte bekamen wir keine zu sehen. Ab und zu erschien ein älterer Unteroffizier, um uns etwas bekannt zu geben. Im März wurde das Wetter immer schöner. Die Sonne kam heraus, so dass wir uns auf das Flugfeld trauen konnten. Auch bekamen wir Schlüssel zur Sporthalle. Dort betrieben wir besonders bei schlechterem Wetter, jeder frei nach eigenen Befinden und ohne jegliche Aufsicht, verschiedene Gerätesportarten. An wärmeren Tagen legten wir uns am Flugfeldrand in die Sonne und beobachteten jetzt den tatsächlich noch dort stattfindenden Flugverkehr.

Es waren die ehemaligen Übungs- und Ausbildungsflugzeuge vom Typ „Klemm Kl 35“, einem zweisitzigen Tiefdecker. Dieses Flugzeug war uns noch aus dem Film „Quax der Bruchpilot“ mit Heinz Rühmann in guter Erinnerung. Zwei dieser Flugzeuge starteten vormittags gegen 10 Uhr und kehrten nach ca. 1 bis 2 Stunden wieder zurück. Wir waren schon sehr erstaunt. Man sagte uns, sie würden zur Panzerbekämpfung gegen die Franzosen unterwegs sein. Zum Lachen war das wirklich nicht. Immerhin setzten die Piloten hierbei ihr Leben ein.

Allerdings wussten wir, dass zur Panzerbekämpfung eine Panzerfaust notwendig war, die nur unter bzw. oberhalb der Tragfläche anzubringen war. Davon war allerdings nichts zu sehen. Also wohin flogen sie dann? Von einer feindlichen Luftüberlegenheit war in diesen Tagen in Kaufbeuren nichts zu spüren. Wir erlebten im Monat März bis Anfang April lediglich zwei Fliegeralarme. Beim ersten Alarm gab uns der tiefe Keller einer Brauerei in der Nähe des Kaserneneinganges sicheren Schutz – leider keinen Tropfen Bier! Beim zweiten Male wurden wir in ein Krankenhaus beordert und mussten dort die Patienten von den oberen Stockwerken auf Liegen über Treppen in den Keller transportieren. Am Ende des Alarms wieder zurück. Die Fahrstühle waren belegt, es musste alles schnell gehen. Zum Glück ist auch nichts passiert.

Etwa in der zweiten Märzhälfte tauchten plötzlich drei Kameraden aus unserer Arbeitsdienst-Abteilung wieder auf. Wir staunten nicht schlecht, denn sie hatten einen „Umweg“ über Lauban gemacht – und sie waren gottfroh, jetzt hier gut angekommen zu sein. Ihre Zivilkleidung sowie ihr offenbar noch kindliches Aussehen hatten sie vor Schlimmem bewahrt. Immerhin wurde eine Fahrt weg von der zugewiesenen Militäreinheit schnell als Fahnenflucht ausgelegt. Das bedeutete Standgericht mit nachfolgendem Erschießen. Auf vielen Bahnhöfen befanden sich Feldpolizisten, im Jargon

„Kettenhunde“ genannt wegen ihres unübersehbaren Brustschildes „Feldpolizei“, das wiederum an einer ziemlich dicken Halskette befestigt war. Sie kontrollierten vor allem alles, was nach Fahnenflucht aussah.

Hier im Fliegerhorst Kaufbeuren passierte ihnen nichts. Im Gegenteil, sie konnten sich von den Strapazen erholen. In Lauban aber, damals gerade von den Deutschen nochmals zurückerobert, fanden die Kameraden totales Chaos vor: Die Stadt voll Militär, die Zivilbevölkerung evakuiert, irrten die Jungen umher. Jetzt durften sie erst recht nicht gefasst werden. Auf der Landstraße von Lauban nach Marklissa begegnete ihnen eine Kolonne angeblich jüdischer Häftlinge in Sträflingskleidung und in miserablen Zustand. Möglicherweise ging ihr Weg zum KZ Theresienstadt.

In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich an unsere jüdischen Mitbürger in Lauban, die mit ihrem gelben Judenstern im Winter 1940/41 das Straßenbild in unserer Innenstadt im wahrsten Sinne des Wortes veränderten. Ich, damals am Stadtrand wohnend, holte mir regelmäßig Lesestoff in unserer Stadtbücherei im Stadtzentrum: meist Literatur mit geschichtlichen Bezug. Bei dieser Gelegenheit begegneten mir diese Juden mit ihrem Stern. Sie machten mit ihrer Kleidung auf mich einen erbärmlichen Eindruck.

In unserer Schule war das Judentum allenfalls Thema am Rande des Religionsunterrichts. Es wurde über den jüdischen Einfluss in der internationalen Finanzwelt und auch über die Konzentrationslager in Deutschland und in anderen Ländern gesprochen. Außerdem über englische KZs im Burenkrieg und russische KZs unter Stalin in Sibirien. Diese dienten jeweils der Unterdrückung des Widerstandes bzw. des eigenen Volkes. Deutsche KZs wurden hingegen als „humane Einrichtungen“, die für die Arbeitserziehung eingerichtet worden waren, bezeichnet. Bei dem Anblick dieser Menschen war ich froh, selbst kein Jude zu sein. Zu dieser Zeit wurde in unserer Schule auch die Ahnentafel besprochen. Jeder Schüler musste seine eigene Ahnentafel erstellen und in seiner Familie Erkundigungen einholen. Sie musste danach auch abgegeben werden. Für einige Schüler bzw. deren Eltern keine ungefährliche Sache.

Für das Führungspersonal des Fliegerhorstes war das nahende Kriegsende sicherlich ein wichtigeres Thema, als sich jetzt um uns Rekruten zu bemühen. Zunächst kam das Osterfest. An einem der Feiertage erschien ein Feldwebel bei uns und kündigte für den Nachmittag unter seiner Führung einen gemeinsamen Ausgang an. Nach dem Essen machten wir uns gemeinsam auf die Wanderung in die nähere Umgebung. Wir kehrten in eine Dorfschänke ein und tranken dort erstmals selbstgebrautes bayerisches Bier. Zum Vesper gab es der mageren Zeit entsprechend ein Schmalzbrot oder Ähnliches. Immerhin hat uns Görings Luftwaffe diesen Osterfeiertag noch ein wenig „verschönt“.

Im April 1945 begann sich die Situation wieder zu verändern. In den ersten Apriltagen hatten wir auf dem Flugplatz ein besonderes Erlebnis: Wiederum gegen 10 Uhr stand im hellen Sonnenschein ein uns bis dahin unbekanntes Flugzeug vor dem Hangar. Unter den Tragflächen keine gewöhnlichen

Propellermotoren, sondern, sehr kompakt und gewichtig, zwei uns noch unbekannte Turbinen. Die Startvorbereitungen erschienen uns ziemlich aufwendig. Sie waren zeitraubend. Wir trauten uns an das Gerät nicht näher heran, wären wohl dort auch nicht geduldet worden. Nachdem die Maschine betankt war, stieg ein Pilot ein.

Dann begann der Start der Turbinen verbunden mit einem Höllenlärm. Die Bremsklötze wurden entfernt. Langsam und immer schneller setzte sich die Maschine mit heulenden Turbinen in Bewegung, hob vom Erdboden ab und verschwand immer noch lärmend hinter den Hügeln. Nach einiger Zeit erschien sie wieder, zunächst unhörbar über dem Bergen und donnerte sodann im Tiefflug über uns hinweg - auf Nimmerwiedersehen. Irgendwo wird der Pilot gelandet sein. Landehilfen über Funk oder Radar gab es noch nicht. Möglicherweise hat er einsam und allein einen Kampfeinsatz geflogen. Wird er heil wieder runtergekommen sein? Wie sich später herausstellte, handelte es sich hierbei um das erste serienmäßig einsatzbereite Düsenflugzeug der Welt, um eine Messerschmidt „Me 262“.

Zur „Abwechslung“ ging es für einen Tag an den Stadtrand von Kaufbeuren. Wir sollten dort an einer Landstraße eine bereits im Bau befindliche Panzersperre fertig stellen. Es lagen gefällte Baumstämme herum. Wir mussten nun Löcher rechts und links der Straße in den Boden schaufeln, um die Stämme dort einzugraben. Mit den vorhandenen Werkzeugen Spitzhacke und Schaufel, konnten wir den felsigen Boden nicht aufbrechen. Das Unternehmen musste am Mittag wieder abgebrochen werden.

Gegen Monatsmitte wurden wir aus unserem schönen beheizten Keller in eine wesentlich unangenehmere Barackenunterkunft umgesiedelt. Es gab jetzt theoretischen Unterricht in der Handhabung des Maschinengewehrs „MG 15“. Nach einigen Tagen ging es hinaus in den Außenbereich des Flugfeldes. Dort befanden sich bereits für die Luftabwehr in die Erde eingebaute Maschinengewehrstellungen auf Einzel-, Zwilling-, Drillings- und Vierlingslafetten. Ich bekam ein Einzel-MG, so ganz für mich alleine. Ein Probeschießen fand nicht statt. Es war auch keine Munition vorhanden. Eine seltsame Situation.

Aber Görings Luftwaffe war auch Ende April noch nicht am Ende. Etwa 100 bis 200 m hinter unseren Stellungen, im Waldrand getarnt, befanden sich mehrere Kampfflugzeuge „He111“ und „Ju 88“. Diese waren noch voll munitioniert. Man schickte uns hin. Wir sollten uns dort selbst bedienen. Also holten wir uns die Munition aus den dortigen MG-Ständen und harrten der Dinge, die da kommen würden. Ich nehme an, dass diese Stellung bis dahin von einer anderen Einheit besetzt war, die abgezogen wurde.

Abends konnten wir die Kantine besuchen. Mit dem Soldbuch bekamen wir auch etwas Geld. In der Kantine hörten wir noch bis gegen Ende April im Radio an den Wochenenden den NS-Rundfunkkommentator Hans Fritsche, mir bereits seit Anfang des Krieges als eifriger Nachrichtenhörer satzungsbekannt. Die Engländer waren seine Intimfeinde, besonders natürlich Mr. Churchill. Seine bissigen Kommentare konnten es jedoch nicht verhindern, dass die Engländer jetzt bereits mitten in

Norddeutschland standen. Und jetzt faselte er immer noch von den „Wunderwaffen“. Sogar in unserer Kantine begann man den Kopf über soviel Frechheit zu schütteln. Wir allerdings bereiteten uns schon seit längerem mental auf das Kriegsende vor. Mit oder ohne Schrecken, war nur noch die Frage.

Im Fliegerhorst hatte man vor allem vor den aus dem Südwesten vorrückenden Franzosen Angst. Waren das unsere Erbfeinde? Bis zur Landung der Amerikaner hatte man seit 1940 offiziell nichts mehr von den Franzosen gehört. Inoffiziell z.B. war bereits 1940 ein entfernter Verwandter unserer Familie auf der Mole von Cherbourg beim Wachgang, offenbar von einem französischen Widerstandskämpfer, mit voller Ausrüstung ins Meer gestoßen worden. Er ist dort ertrunken. In unserer Laubaner Kaserne waren zu Kriegsbeginn französische Kriegsgefangene zum Arbeitseinsatz untergebracht. Diese genossen bis 1943 große Freiheiten. Sie wurden an Wochenenden von mir selbst abends am Kino-Eingang angetroffen. Sie bewegten sich in der Unterkunft völlig frei, es gab keine Mauer, keinen Zaun. Die Unterkunft befand sich in den ausgebauten Dachräumen eines noch unverputzten Garagenneubaus.

Zu dieser Zeit gab es unter uns Deutschen Kritik an dem unsinnigen großen Materialverbrauch beim Bau des „Atlantikwalls“ an der Atlantikküste. Man sprach davon, dass man mit diesem Material jeder Familie in Deutschland ein eigenes Haus bauen könnte. Das war damals offenbar von Mund zu Mund gestreute Gegenpropaganda.

Bei den jetzt in Deutschland einrückenden französischen Einheiten handelte es sich jedoch um marokkanische Truppen, denen man sich möglichst nicht ausliefern wollte. Zunächst erlebten wir nochmals den 20. April, des „Führers“ Geburtstag. Es gab keine Feier oder gar eine Geburtstagstorte, dafür nochmals eine Rundfunkrede von Goebbels oder des Herrn Hans Fritsche, gespickt mit dummen Aussprüchen über „Treue zum Führer“ bis zum Letzten und auch noch über den baldigen Sieg, der durch den kurz bevorstehenden Streit zwischen Trumans USA - nach Roosevelts Tod - und Stalins UdSSR vor der Türe stehe. Allen Ernstes holte man auch noch den Vergleich mit Friedrich dem Großen (1740-1786) hervor, dem eine glückliche Fügung mit dem Tode der russischen Zarin den ersehnten Frieden gebracht habe. Ich bin überzeugt, dass gerade der in Deutschland plötzlich bekannt gewordene Tod Roosevelts in manchen höheren Militärkreisen einen gewissen Hoffnungsschimmer erzeugt hat. Diese Rede hörte ich mit einigen Kameraden abends kopfschüttelnd in der Kantine des Fliegerhorstes, von jeglichen kriegerischen Ereignissen ungestört.

Tagsüber hielten wir uns in unseren Stellungen auf und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Am 24. und 25. April 1945 war es dann soweit. Plötzlich erschienen einige „Mustang Jabos“ am Himmel und griffen mit Bordwaffen an. Wir erwiderten mit unseren Maschinengewehren. Plötzlich sah ich, dass ich mit Leuchtspur schoss. Ich hatte keine Ahnung, was sich für Munition in unserer Kiste befand. Für uns schön anzusehen, wie sich die Geschößschlangen nach oben bewegten. Für den Gegner ebenfalls ein Leichtes, unsere Stellung zu erkennen. Das Ganze machte einen höllischen Lärm.

Als ich zu Beginn des Gefechtes in das Mündungsfeuer der Bordwaffen blickte, war mir doch einen Moment angst und bange. Neben mir prasselte es in die Erde, wie wenn Sand durch ein Sieb geschüttet würde. Der Lärm wurde nicht nur von uns erzeugt, sondern auch durch Flakfeuer außerhalb des Flugplatzbereiches. Es entwickelte sich ein regelrechtes Gefecht, das den ganzen Vormittag andauerte und sich am Nachmittag wiederholte. Zu unser aller Glück wurde niemand getroffen. Auch die Flieger konnten heil nach Hause zurückkehren. Ich schoss immer, wenn die Flugzeuge ihre Runden drehten. Drehten sie auf uns zu, verkroch ich mich sofort ins Schützenloch.

Wie wir inzwischen erfuhren, sollte sich auf Bahngleisen ein Flakzug befunden haben. Offenbar waren dort ebenfalls keine Profis am Werke, denn sie trafen ebenso wenig wie wir. Am nächsten Tage erschienen die Flugzeuge abermals, hielten sich aber nicht lange bei uns auf. Uns war inzwischen die Munition ausgegangen. Irgendwo in der Nähe fand plötzlich eine lautstarke verbale Auseinandersetzung zwischen zwei uns unbekanntem Führungspersonen statt. Der Inhalt dieser Auseinandersetzung war von uns nicht zu verstehen. Möglicherweise ging es um den Munitionsmangel. Es hieß jetzt, wir sollten in die Unterkunft zurückkehren.

Unser ganzer Aufenthalt in diesem Horst fand in einem anonymen Umfeld statt, weil man weder eine Führungsperson zu sehen bekam noch irgendein dauerhafter dienstlicher Kontakt entstand. Wir konnten auch froh darüber sein, dass die amerikanischen Flugzeuge keinerlei Bomben mit sich führten. Denn dann wäre die Sache anders und zu unserm Nachteil ausgegangen. Mit diesem Gefecht zeichnete sich auch das Ende unseres Aufenthaltes auf dem Fliegerhorst Kaufbeuren ab. Wir waren immer mehr ohne jegliche Führung. Das Einzige, was scheinbar auf dem Horst noch funktionierte, waren die Küche und abends die Kantine. Beide ließen uns bis zuletzt nicht im Stich. Insoweit klappte die Verwaltung noch. Für uns stellten sich die Fragen: „Wohin mit uns? Wann und wo würde welcher Befehl an uns ergehen? Was sollte geschehen?“

Mit meinem Kameraden Horst Gaudlitz kam ich überein, jetzt zusammen zu halten und uns gemeinsam gegen Norden in Richtung Hamburg, meinem Ziel, und seinem Ziel Schobüll bei Flensburg zu bewegen. Unsere Heimat war bekanntlich verloren. Am 27. April 1945 wurden wir Rekruten morgens nach 8 Uhr von anderen Kameraden mit den Worten geweckt: „Aufstehen, wir müssen sofort von hier weg, alle Vorgesetzten sind verschwunden, es ist niemand mehr da.“

Schnellstens wurden die paar Habseligkeiten in unseren Rucksack verpackt. Plötzlich hörten wir aus nächster Nähe Maschinengewehrfeuer. Wir stürzten zur Tür. Dort rief jemand: „Ein Verrückter schießt auf Flugzeuge.“ Ich blickte zum Fenster hinaus und sah, dass in diesem Augenblick eine „Thunderbolt“ während des Fluges ihr Kabinendach abwarf. Mehr konnte ich nicht erkennen. Zum Nachdenken blieb uns keine Zeit. Irgendjemand rief uns zu: „Geht in die Küche, holt Euch dort Verpflegung und haut ab!“.

Dort angekommen, fanden wir die italienischen Köche in ihrer Küchenkleidung vor. Sie waren von der herrschenden Panikstimmung nicht im Geringsten erfasst. In aller Ruhe erklärten sie uns, dass nichts mehr vorhanden sei. Wir könnten aber etwa 150 m weiter gehen. Dort befänden sich Kaninchenställe. Wir könnten dort Kaninchen nehmen, schlachten und sie sodann in die Küche zurückbringen. Man würde sie uns dann zum Mitnehmen braten. Wir überlegten nicht lange, fanden die Kaninchenställe vor und bereits auch einige andere Kameraden, die sich mit dem Schlachten abmühten. Für mich war das kein Problem, da bei uns zu Haus bereits einige Jahre Kaninchen geschlachtet wurden. Unseren beiden Tieren waren schnellstens auch die Felle abgezogen sowie die Eingeweide entnommen. Damit begaben wir uns abermals in die Küche, wo uns die Kaninchen von den freundlichen Italienern in der Pfanne zubereitet wurden.

Es wird gegen 11 Uhr vormittags gewesen sein, als wir uns dem Kasernenausgang zubewegten. Hinter uns hielt ein Militär-Lkw und fragte uns, ob wir mitfahren wollten? Wir sollten vor allen von der hinteren Ladefläche aus auf „Jabos“ achten und sofort Alarm geben. Etwas Besseres konnte uns in diesem Augenblick nicht passieren, denn es ging gegen Osten, also Richtung München/Salzburg. Unser nächstes vorläufiges Ziel war jedoch Freilassing. Dort kannte ich Namen und Adresse einer Frau (Namberger), die ihren Ehemann ein Jahr zuvor in Lauban zweimal als Soldat in einer Genesungskompanie besuchte. Diese Frau wohnte bzw. schlief einige Tage bei uns. Kurz nach ihren letzten Besuch sandte sie uns die Todesnachricht ihres Mannes: „gefallen im Osten“. Wir kannten beide Eheleute gut. Horst und ich beschlossen, uns zunächst nach Freilassing zu begeben. Der Fliegerhorst Kaufbeuren hatte sich aufgelöst. Ein Krieg fand hier nicht mehr statt.

Der Lkw-Laderaum war mit Kisten voll bepackt. Wir erfuhren, dass es sich um Bordkanonen für Flugzeuge handelte. Letztendlich war uns das egal. Durch die verhältnismäßig schwere Ladung war der Fahrer zu langsamer Fahrt gezwungen, was gut und wichtig war wegen der Luftbeobachtung. Nachdem wir bereits vor Schongau unterwegs waren, hörten wir aus Richtung Kaufbeuren plötzlich Explosionen. Dunkle Rauchwolken stiegen auf. Dies konnte nur unser Flugplatz sein, auf dem wir fast zwei Monate „friedlich“ gelebt hatten. Weit und breit waren keine feindlichen Flugzeuge zu hören oder zu sehen.

Hier hatte die Luftwaffe ihre eigenen Anlagen selbst zerstört: Eine Militärphilosophie, wie sie bei Unterlegenen immer wieder zu beobachten ist. Wenn man bedenkt, wie sich Generäle und Funktionsträger in dieser Zeit nicht nur gegen jede Vernunft verhielten, sondern nebst ihren Gegnern auch noch dem eigenen Volke bewusst Schaden zufügten, kann man das nicht alleine einer so genannten Schizophrenie des Krieges und seiner Wirren zuschreiben. Ein Hang der Selbstzerstörung ist nicht nur einzelnen Menschen nach einer erlittenen Niederlage, selbst wenn nicht selbstverschuldet, eigen. Auch Organisationen und ganze Volksgruppen können ihr erliegen.

Wenn man sich überlegt, dass ein gegen Kriegsende in geistiger Verwirrung und in einer Scheinwelt sich bewegender Adolf Hitler nicht nur seiner eigenen Umgebung, sondern noch bis in weit entfernte Orte seine Befehle zur Zerstörung der eigenen Lebensgrundlagen erteilen konnte und diese befolgt wurden,

muss uns das nicht nur bange um die „deutsche Seele“ machen, bei den Machtmitteln, die Menschen heute zur Verfügung stehen!

In Schongau machten wir auf einem kleineren Platz unter einer Linde oder Eiche Rast. Wir konnten uns an einem Teil unseres im Kochgeschirr mitgebrachten Kaninchens laben. In der Feldflasche hatten wir Tee dabei. Wie sich herausstellte, wollten die Fahrer nach Bad Aibling. Allerdings wusste man auch, dass der dortige Flugplatz kürzlich von den Amerikanern bombardiert worden sein sollte. Auf der Weiterfahrt sahen wir schon die „Jabos“ - „Thunderbolts“ - ihre Kreise ziehen. Wir stoppten, sprangen vom Wagen und versteckten uns hinter einem in der Nähe stehenden Haus. Eine Maschine beschoss unser Auto, traf es allerdings nur mit einigen Einschüssen auf der Ladefläche. Nach Zuwarten, bis die Flugzeuge verschwunden waren, konnten wir unsere Fahrt fortsetzen.

In langsamer Fahrt ging es am Alpenrand entlang an blühenden Wiesen vorbei. Einen weiteren Alarm gab es nicht. Am Abend kamen wir in Bad Aibling an und waren alle zusammen ziemlich ratlos. Einen Flugplatz bekamen wir nicht zu sehen. Wir entließen uns gegenseitig mit der Maßgabe, sich am nächsten Morgen 8 Uhr, an der gleichen Stelle wieder zu treffen. Jetzt galt es, eine Übernachtungsmöglichkeit zu suchen. Mein Kamerad und ich klingelten an der Tür eines schönen, allein stehenden Wohnhauses mit Garten.

Es öffnete uns eine Frau mittleren Alters. Sie beklagte das Unglück, das allen in dieser schlimmen Zeit widerfuhr, und nahm uns sofort in ihre Wohnung auf. Ihre Männer seien im Krieg, um deren gegenwärtigen Aufenthalt sie sehr besorgt sei. Sie sah es als selbstverständlich an, uns ein gutes Abendessen anzubieten und uns alsdann ihr Schlafzimmer zur Verfügung zu stellen. Wir versanken in einen tiefen Schlaf. Wunschgemäß wurden wir am nächsten Morgen früh geweckt und durften die Waschgelegenheit benutzen. Nach einem wiederum guten Frühstück entließ sie uns mit den besten Wünschen wieder in die freie Natur auf der Straße.

Unsere Lkw-Besatzung traf sich pünktlich um 8 Uhr am Standplatz des Lkw. Man beratschlagte, wohin des Weges. Die Fahrt ging zum nächsten Flugplatz. Die Fahrer wollten anscheinend ihr Fahrzeug mit der „wertvollen Ladung“ alsbald loswerden. Im Laufe des Vormittags trafen wir auf einem Flugplatz entweder in Feld- oder Holzkirchen ein. Dieser machte auf uns noch keinen zerstörten Eindruck. Es gab dort lediglich einstöckige Gebäude in einfacher Bauweise. Eher ein Feldflugplatz. Mit uns beiden Rekruten, die wir ja immer noch waren, machte man kurzen Prozess: wir wurden in die Schreibstube beordert, mussten dort unser Soldbuch abgeben und bekamen einen sehr dürftigen Entlassungsschein, auf einen DIN A 5-Blatt. Darauf standen der Name, Geburtsdatum und Ort, Beruf und Heimatadresse. Am Ende noch Stempel und Unterschrift. Die Militäreinheit, die uns da entließ, kannten wir nicht.

Es war gerade Mittagszeit. Daher erhielten wir die Genehmigung, in der dortigen Kantine zu essen. Es gab Eintopf zum Sattessen. Rucksack und Uniform behielten wir, danach wurde nicht mehr gefragt.



Jetzt waren wir wirklich allem enthoben, wirklich frei. Die beiden Lkw-Fahrer hatten also ein gutes Werk getan, indem sie uns unbewusst zu einer förmlichen Entlassung aus der Luftwaffe verholfen haben.

Irgendwie bekamen wir einen grün angestrichenen Bus, der in Richtung Osten Salzburg fuhr. Er war nach meinem Eindruck nur mit Soldaten besetzt. Er fuhr keine Hauptstraße sondern entlang bzw. zum Teil durch die Alpenvorberge, um vielleicht möglichst nicht von Fliegern behelligt zu werden. Es war wieder eine langsame Fahrt, die am Abend in einem kleinen Dorf nahe des Chiemsees endete. „Die Fahrt ist zu Ende, alles aussteigen!“, hieß es. Wir benötigten wieder eine Übernachtungsmöglichkeit. Es gab hier nur ein paar Bauernhäuser.

Der Empfang bei einem der Bauern war nicht besonders freundlich. Man verwies uns kurz in eine Scheune zum Übernachten. Dort verzehrten wir die Kaninchenreste, noch von den Italienern liebevoll zubereitet. Wir waren in dieser Gegend total ohne geographische Kenntnisse.

Bis zum anderen Morgen wussten wir nicht, dass sich über der nächsten Anhöhe bereits die Autobahn Richtung Salzburg befand. Leute sagten es uns. Sie empfahlen uns, den Weg direkt über den Berg zur Autobahn zu nehmen. Auf diesem Hügel oben angekommen, sahen wir zunächst die Schönheit des Chiemsees vor uns liegen: Ein herrlicher Anblick. Davor die Autobahn. Alles bei schönstem sonnigem Wetter.

Im Weitergehen, diesen Anblick noch voll genießend, wurden wir plötzlich von hinten laut und unwirsch angerufen: „Halt stehen bleiben!“. Der Anrufer und ein Begleiter keuchten über den Berg hinter uns her, eine Pistole in der Hand. „Sie sind fahnenflüchtig!“, schrie er uns an. In München werde gegen die Regierung geputscht, gab er uns zu verstehen. „Alles Landesverräter, die gehören erschossen!“. Wir waren nicht schlecht erschrocken. Augenblicklich begann ich mich aus meiner Schulzeit zu entsinnen, dass in München schon einmal, ja vielleicht mehrmals, immer am 9. November geputscht wurde. Der, der uns so bedrohte, war darüber hinaus noch ein Luftwaffensoldat. Ich glaubte, einen Feldwebel zu erkennen. Wie war das möglich?

Schlotternd erklärten wir ihm, dass wir erst gestern formell aus der Luftwaffe entlassen wurden und zeigten ihm den Entlassungsschein. Jetzt war er der Überraschte. Er gab zur Antwort: „Die euch gestern entlassen hatten, sind ebenfalls Putschisten!“ Er gab sich damit zufrieden und verschwand wieder. So lagen in dieser Zeit Leben und Tod stets eng beieinander. Hat uns der Entlassungsschein das Leben gerettet? Wir waren froh, das überstanden zu haben, und machten, dass wir von diesem „schönen“ Hügel fort kamen. Unterhalb des Hügels erreichten wir die Autobahn und eine Tankstelle. Es gab natürlich dort keinen Autoverkehr mehr, denn neben der laufenden Fliegergefahr waren offenbar die Amerikaner in der Münchner Gegend im Anmarsch.

Also ging es jetzt zu Fuß in Richtung Salzburg. Über dem Lande lag wieder eine große Stille, weit und breit niemand, auch keine Flugzeuge waren zu sehen. Aber es kam ein ziviles Lastauto gefahren und

hielt auf unser Winken. Der Fahrer bestätigte, nach Salzburg fahren zu wollen, und hieß uns hinten auf die Ladung aufsteigen. Gleichzeitig schärfte er uns ein, auf die Flieger zu achten und diese bei Erscheinen sofort zu melden. Wir starrten wieder in den Himmel, aber es erschien kein Flugzeug. Nun sahen wir uns mal die Ladung des Lasters an. Wir trauten unsern Augen nicht, die ganze Ladung bestand aus „Deutscher Markenbutter“. Diese war in vernagelte Holzkisten verpackt. Wir saßen obenauf. Der Lkw-Fahrer hatte noch einen Beifahrer dabei. Wir fühlten uns von beiden beobachtet. Es war uns außerdem unmöglich, mit der bloßen Hand die Kisten zu öffnen. So blieben wir bis Salzburg auf der Butter sitzen und beobachteten weiterhin den blauen Himmel.

Ziemlich schnell erreichten wir Salzburg. Wir bedankten uns für die Mitnahme, hatten jedoch vergessen, nach einem Stück Butter zu fragen, was mich besonders ärgerte. Zu gerne hätte ich der zu besuchenden Familie Butter mitgebracht. Zu Fuß gingen wir jetzt nach Freilassing in ca. 7 km Entfernung. In Freilassing angekommen, entdeckten wir auf der Straße, an die Häuser gelehnt, plötzlich Soldaten in voller Feldausrüstung mit Gewehren usw. Sie bewegten sich im Schutz der Häuser wie im Straßenkampf.

War dies eine Übung? Feinde waren weit und breit nicht in Sicht. Mein Freund Horst rief: „Das ist Waffen-SS. Wir müssen sofort verschwinden, damit sie uns nicht erwischen!“ Ich erwiderte: „Vielleicht sind da auch unsere Kollegen vom Arbeitsdienst dabei?“ Komischerweise beachteten die uns jedoch nicht. Es hatte den Eindruck, als hätten die Soldaten ebensoviel Angst wie wir. Wir suchten jedenfalls schnellstmöglich das Weite. Uns steckte noch der Schreck vom Chiemsee in den Knochen.

Ziemlich schnell erreichten wir die Immelmannstraße, unser erstes Ziel zum „Abtauchen“ im immer noch bestehenden Groß-Deutschen Reich. Nachmittags kamen wir bei Frau Namberger an. Sie staunte über unser plötzliches Erscheinen. Mit vielen hatte sie in dieser Zeit gerechnet, aber nicht damit. Vor allen war sie erstaunt über meine Kenntnis ihrer Anschrift. Diese Kenntnis wurde mir durch die Immelmannstraße mental erleichtert, deren Name mir durch die Lektüre über den Weltkrieg I - Jagdflieger Immelmann im Gedächtnis haftete.

Meine Gastgeberin hatte es allerdings nicht nur mit mir zu tun, sondern auch mit meinen Kameraden als „Mitbringsel“. Sie bewohnte mit ihren Kindern den gleichen Siedlungshaustyp wie wir in Schlesien, auch von der Siedlungsgesellschaft „Heimstätte“ erbaut. Somit fühlte ich mich sogleich „wie zu Hause“. Frau Namberger gab sich jegliche Mühe, uns aufzunehmen und unterzubringen. Außer ihren noch drei kleineren Kindern wohnte noch eine weitere etwa dreißigjährige junge Frau bei ihr im Hause. Sie kam dem Dialekt nach auch irgendwo aus dem Osten. Sie war voller Freude über unser Erscheinen. Alles wollte sie über unsere Erlebnisse und Herkunft wissen.

Es war uns klar, dass wir Frau Namberger mit unserem Besuch eine große Last aufbürdeten, denn z.B. Lebensmittel gab es nur auf Karten. Die Rationen waren am Kriegsende äußerst knapp. Deswegen bedeuteten wir ihr, dass wir nur eine möglichst kurze Zeit bei ihr verbringen wollten, bis der Krieg auch über Freilassing hinweggezogen sei. Sie beruhigte uns diesbezüglich und ließ uns am Familientisch mit

das Abendessen einnehmen. In einem Kinderzimmer machte sie umgehend für uns ein Bett frei. Sie bedauerte sehr, dass wir in einem Bett schlafen müssten, da sie nur dieses zur Verfügung habe. Wir nahmen das Angebot mehr als zufrieden dankend an und wachten erst am übernächsten Tage nachmittags wieder auf. Das war mein bisher und auch späterhin längster Schlaf. Und dann noch zwei in einem Bett.

Als wir am 1. Mai 1945, früher als „Tag der Arbeit“ ein mit viel Pomp gefeierter Tag, von unserm Dauerschlaf aufwachten, war der Krieg noch nicht zu Ende. Hitler war jedoch nicht mehr am Leben. Vom Garten aus hörte man deutlich Schießgeräusche aus der Gegend des Obersalzberges. Es war weit weg, uns nicht beängstigend. Es hieß, die Amerikaner würden aber immer näher rücken.

An einem dieser Tage verbreitete sich von Mund zu Mund die Nachricht, ein in der Nähe liegendes Magazin mit diversen Beständen sei offen. Man könne sich dort mit Lebensmittel und anderen Gegenständen eindecken. Das Wort „Plünderung“ ist dabei nicht gefallen. Unsere junge Hausbewohnerin hatte einen kroatischen Freund, der sie oft besuchte. Mit Frau Namberger kamen wir überein, dass sie mit beiden zusammen sofort dorthin gehen würde, um zu sehen, was los sei. Mein Kamerad und ich sollten wegen unserer Uniform im Hause zurückbleiben. Sie kamen erfolgreich zurück, wobei wir uns nicht anmaßen nachzusehen, was sie alles erbeutet hatten. Die Beute war jedoch nicht schlecht. Jedenfalls waren viele Konserven aller Art dabei. Noch war hier der Krieg nicht zu Ende. Die Amerikaner waren noch nicht da. Wir lebten jetzt im „Niemandland“.

### **Kriegsende**

Am 5. Mai 1945 war es soweit. Wie ein Lauffeuer ging von Mund zu Mund die Nachricht um: „Die Amerikaner kommen!“. Und kaum zu glauben: zahlreiche Leute liefen auf die Landstraße. Ohne zu überlegen, waren wir beide „Entlassenen“ in unserer Uniform auch dabei. Wir standen am Straßenrand und bestaunten die amerikanischen Panzer mit aufgesessenen Infanteristen. Die umstehenden Menschen, größtenteils Frauen und Kinder, brachen nicht in Jubel aus, aber alle waren erleichtert. Endlich hat dieser Krieg sein Ende gefunden.

Wir „Soldaten“ wurden von den „Amis“ auf den Fahrzeugen nicht beachtet, fast eine Beleidigung für uns. Sie waren offenbar selbst froh, dass alles so ruhig ablief. Im Übrigen wird sie auch die Schönheit der bayerischen Landschaft ein wenig friedlich gestimmt haben. Für uns war jetzt die Zeit gekommen weiterzuziehen. Am nächsten Tag war es soweit, denn der Weg war weit. Wie er zu schaffen war, wussten wir nicht. Dass er zu schaffen war, war für uns keine Frage.

Der Abschied bei Familie Namberger und den anderen neuen Freunden war herzlich und dankbar. Die liebe Frau Namberger steckte jedem von uns zwei große Dosen Büchsenfleisch zu, die sie aus dem Magazin mitgebracht hatte. Auch der Kroatie war wieder anwesend. Zum Abschied gab er mir noch einen 50 RM-Schein für die Reise. Es schien mir, er wusste, wie man in dieser „neuen Zeit“ zu Geld kommt.

Auch ihm war ich dankbar. Wie er mir sagte, war er gerne in Deutschland und würde auch lieber hier bleiben, denn in seiner Heimat bestimme jetzt der Kommunismus mit Tito das Geschehen. Er teilte uns auch mit, dass die alte österreichische Grenze wieder errichtet worden sei. Niemand könne mehr hinüber oder herüber.

Die Idee kam von selbst. Wir mussten laufen, denn irgendein Verkehr fand nicht statt. Die wenigsten Umwege und Hindernisse auf diesem Wege versprach uns die Bahnlinie. Vielleicht konnte man auch mit einem Zug fahren. Die Bahnstation war unbesetzt. Wir waren wieder einmal total allein. Also ging es jetzt den Schienen entlang nach Norden. Es war der 7. Mai 1945. Wir hatten richtig schönes und warmes Wanderwetter. Mit der Büchsenverpflegung und der mit Tee gefüllten Feldflasche waren wir guten Mutes. Mutterseelenallein liefen wir auf den Bahn-Schwellen oder neben den Gleisen. Die Bahnstationen waren alle verwaist.

Bei Laufen wagten wir uns mal in einen Ort und überschritten die Salzach. Über der Brücke lag Oberndorf a.d. Salzach. Der Ort lag am Nachmittag friedlich im Sonnenschein: Ein herrlicher Anblick, zumal über allem eine große Ruhe herrschte. Dort war die Grenze noch offen. Wir wussten nicht, dass wir uns bereits in Österreich befanden. Plötzlich sahen wir amerikanische Soldaten in feiner Ausgehuniform. Unverkennbar Offiziere. Da bekamen wir es mit der Angst zu tun und drehten um.

Unsere Uniform, nicht so fein und keine Ausgehkleidung, hinderte uns, weiterzugehen. Es wurde uns auch bewusst, dass wir uns jetzt im „neuen“ Österreich aufhielten. In der Nähe von Tittmoning suchten wir am Abend einen Bauernhof auf. Die ältere Bauerfamilie empfing uns freundlich und reichte uns ein Abendvesper. Übernachten durften wir in der Scheune, jetzt schon für uns Gewohnheit. Am nächsten Morgen gab es ein gutes Frühstück. Im Laufe des Gespräches warnte uns der Bauer vor entlassenen KZ-Häftlingen und Fremdarbeitern, welche die Gegend unsicher machen würden. Diese Warnung war aber bald vergessen. Zu diesem Zeitpunkt waren wir voller Zuversicht. Der freundliche Bauer bestärkte uns noch darin. Die Temperaturen gingen in die Höhe.

Wir genehmigten uns Marscherleichterung, indem wir die Jacken auszogen. Im nächsten Bach kühlten wir uns mächtig ab. So konnte uns eigentlich nicht mehr viel passieren. Unsere Dosenverpflegung konnten wir noch etwas schonen, da wir vom Frühstück noch gut gesättigt waren. Am zweiten Tag ging das Laufen flotter vonstatten als am Vortage.

### **US-Gefangenschaft**

Wir kamen vor Mühldorf an den Inn. Dessen Brücke war gesprengt. Die über Wasser ragende Brückenkonstruktion mit den überhängenden Schienen ließen es zu, dass wir diese Brücke ziemlich problemlos überqueren konnten. Mühldorf war allerdings kein Dorf, sondern eine Stadt, wo die Amerikaner Patrouille fuhren. Die Menschenleere allerorts war möglicherweise durch Ausgangssperren begründet, von denen wir allerdings nichts wussten.

Auf der anderen Seite der Brücke angekommen, rief uns eine amerikanische Patrouille an. Sie winkte uns vom Bahndamm runter. Da sie nicht deutsch sprechen konnten und wir nicht englisch, gaben die Amis uns Anweisung, uns auf die vorderen Lampen einer Mercedes-Limousine zu setzen, mit der sie ihre Patrouille fuhren. Der Wagen selbst war bereits mit zwei weiteren deutschen Soldaten auf den Rücksitzen besetzt. So fuhren wir jetzt mit unseren Rucksäcken auf dem Rücken, uns an den Lampen krampfhaft festhaltend, über Feldwege ein paar Kilometer auf einen Bauernhof – wiederum.

Die Amis sahen uns an, dass wir keine Unbill im Schilde führten, sie durchsuchten uns nicht, sondern brachten uns in eine Scheune, wo bereits weitere Leidensgenossen warteten – nicht auf uns. Es waren alles aufgegriffene Landser, die sich ebenfalls auf dem Fußweg nach Hause oder sonstwohin befanden. Wir mussten unsere Rucksäcke ablegen, wurden in den Hof gerufen und bekamen ein amerikanisches Essgeschirr in die Hand gedrückt. Im Hofe, im Schatten einer Kastanie oder Linde, hatten sie ihre Essensbehälter aufgebaut. Ein Soldat füllte jetzt unsere Platte mit Fleisch, Kartoffeln Soße und Gemüse. Zuletzt noch Ananas.

Wieder einmal kamen wir aus dem Staunen nicht heraus. Aber wir hatten nichts dagegen, waren schließlich satt, aber doch nicht zufrieden. Denn wir wollten schnellstens nach dem Norden. So konnte es doch bei Gott nicht weitergehen. Es war allerdings der 8. Mai 1945. Der Krieg war jetzt offiziell zu Ende. Vielleicht war das mit ein Grund für diesen tollen Empfang. Nach dem Menü ging es wieder zurück in die kühle Scheune nach einem heißen Tag.

Alle rätselten, was mit uns geschehen sollte. Viele waren ärgerlich, denn der Krieg war aus. Was wollte man noch von uns? Was wir nicht wussten war, daß die Amerikaner nach bestimmten Personen aus dem Militär, der Partei und natürlich auch Techniker aus der Rüstungsindustrie suchten, die untergetaucht waren. Am späten Abend wurden mein Freund und ich herausgeholt und ins Bauernhaus geführt. Rechts im Eingang dieses Hauses befand sich offenbar das Wohnzimmer. Von dort vernahmen wir ein lustvolles Keuchen und Stöhnen. Wir erkannten sofort, dass dort etwas menschliches geschlechts-, ja sogar völkerverbindendes im Gange war. Es war nicht nur Lust, sondern sogar Wollust im Spiel, was leicht hörbar war.

Unser begleitender GI wies uns geradeaus in die Küche. Dort durften wir weniger spielerisch unter Aufsicht eine Menge Geschirr aufwaschen. Hier erkannten wir den Unterschied einer „Siegesbeute“ im Gegensatz zum Magazin vier Tage zuvor. Die Sieger nahmen sich, was sie bekamen. Die Besiegten durften froh sein, wenn sie etwas von dem bekamen, was übrig blieb. Der Vorfall war anschließend noch Gegenstand von Diskussionen in der Scheune, mit z.T. entgegengesetzten Standpunkten. Nach meiner Beurteilung lief trotzdem bisher allerdings noch alles human ab. Wir selbst waren auch vorsichtig gegenüber den eigenen Kameraden. Ungern ließen wir unsere Rucksäcke mit dem für uns „wertvollen“ Inhalt allein zurück. Die Angst war jedoch unbegründet. Der gesamte Inhalt war noch vollzählig vorhanden.

Am nächsten Tag kam morgens ein US-Militärtruck; man lud uns alle im Handumdrehen auf. Die Amis hatten doch eine ganze Menge deutscher Soldaten, alle in Uniform, eingesammelt. Die Ladefläche war vollständig gefüllt, es gab nur Stehplätze. Und ab ging die Fahrt mit Vollgas. Am Steuer waren Schwarze. Man spürte, das Fahren machte ihnen Spaß. Beim Zwischengas heulte der Motor wie wild auf. Die Straße war mit vielen Kurven gespickt, wobei wir jedes Mal je nach Enge einer solchen Kurve mehr oder weniger durcheinander geschüttelt wurden. Für uns ein äußerst unangenehmes Gefühl, sahen wir uns doch schon alle irgendwo im Straßengraben herumliegen. Bei den Straßen handelte es sich damals nicht um Autostraßen heutigen Formats, sondern um Chausseen mit gewölbter Oberfläche. Ein ziviler Fahrzeugverkehr fand allerdings noch nicht statt, sodass es praktisch keinen Gegenverkehr auf den Straßen gab.

Nach einiger Schüttelei kamen wir in einem größeren Gefangenenlager an. Es befand sich wohl an der Bahnstation, der ich den Namen Taufkirchen/Vils entnehmen konnte. Dieser von mir noch nie gehörte Name war auch nicht besonders wichtig. Empfangen wurden wir von deutschem Personal. Diese nahmen unsere Personalien auf. Ein Arzt untersuchte uns kurz. All das geschah im Freien. Alsdann wurden wir in bereits aufgestellte kleinere Zelte eingewiesen. Mein Freund und ich bekamen ein schönes Zweimannzelt. So weit so gut.

Das Lager selbst war von größerem Format. Es beherbergte sicherlich einige Tausend Menschen. An einer Zeltstange hing zu unserer Überraschung eine Armbanduhr - ohne Glas - sie lief aber noch. Es waren also schon Insassen drin gewesen, die offenbar verlegt wurden und die Uhr vergaßen. Bisher waren wir seit unserer Abreise zu Hause ohne Uhr. Wir vermissten sie auch nicht sonderlich. Es war also eine Errungenschaft im Gefangenenlager. Mit den Nachbarn machte man sich bekannt. Wir waren wohl die Jüngsten, jedenfalls in diesem Teil des Lagers.

Am Rande des Lagers befanden sich die Toiletten in Form einer Grube, mit Baumstämmen überdeckt, als Halt und Sitzgelegenheit, Genannt „Donnerbalken“. Man warnte uns sogleich davor, diese Toilette nachts aufzusuchen. Einige Kameraden wurden dann nämlich angeblich erschossen - abgeschossen. Der Zaun war nachts mit Autoscheinwerfern hell erleuchtet.

Spätestens jetzt wurden wir uns verschiedener Gefahren bewusst. Vorsicht und Aufmerksamkeit war jedoch schon ständig unser oberster Begleiter. Eine Seite des Lagers war durch einen kleinen Fluss, offenbar die Fils, begrenzt, auf dessen gegenüberliegenden Seite sich ein weiteres eingezäuntes Gefangenenlager befand. Während wir uns in der Fils an den heißen Tagen erfrischten, liefen dort Männer mit freien Oberkörper, zu zweit je einen Baumstamm tragend, im Kreise herum. Und das angeblich den ganzen Tag bei sengender Hitze ohne Kopfbedeckung. Selbst konnte ich den Zeitablauf nicht verfolgen.

Auf Frage wurde mir erklärt, das seien SS-Männer. Die hätten die Amis besonders auf dem Kicker. Ich begriff. Die SS-Soldaten waren uns ja als besonders hart kämpfende Elitetruppen bekannt. Keine Ahnung hatten wir jedoch davon, was sie sonst noch an Grausamkeiten angerichtet hatten. Ich dachte an meine Arbeitsdienst-Kameraden, die noch das zweimonatige Schicksal bei der Waffen-SS ereilte. Mein Gesprächspartner sagte uns nur: „Unser Lagerkommandant mit Namen Ackermann ist ein aus Deutschland noch vor dem Kriege ausgewanderter Jude. Er ist „Deutschenhasser“.“ Diese Auskunft leuchtete mir umgehend ein, denn ich kannte ja die Judenschicksale aus meiner Heimatstadt ausreichend. Keine Ahnung hatte ich allerdings und wohl andere im Lager auch von den Zuständen in Auschwitz, Birkenau und anderswo. Wir bekamen jetzt ein unangenehmes Gefühl. Was würde dieser Kommandant mit uns noch anstellen?

Das Lagerleben nahm seinen Lauf. Die erste Zeit morgens Antreten zum Zählappell, verbunden mit Verpflegungsempfang. Dies jedoch nicht regelmäßig täglich. Der Nachschub konnte schon einmal stocken. Viel Freizeit, wenig zum Essen. Die Verpflegung bestand dann aus einer einzelnen amerikanischen Feldration am Tag, für die Kampftruppen gedacht. Die Rationen waren auf die Tageszeiten einzeln ausgerichtet: Breakfast, Dinner und Supper. Entsprechend waren die einzelnen Rationen im Inhalt ausgestaltet.

Wir machten mit der amerikanischen Lebensweise zaghaft Bekanntschaft. Ich lernte neben deren Keksen, die z.B. in der Frühstücksrations vorhanden waren, Nescafe, Trockenmilch, Kaugummi, Suppenpulver, Suppenextrakt, Geleé, Honig etc., alles in Kleinportionen handlich verpackt, kennen. Nicht zuletzt die Chesterfield- und Camel- Zigaretten. Zigaretten bekamen wir übrigens auch bereits als Fliegiersoldaten. Die Verpflegung war also nicht üppig, gerade so zum Überleben. Trinkwasser gab es aus aufgebauten Wassersäcken, gechlort. Uns halfen jedoch a) die Zigaretten und b) die Fleischdosen zu Zusatzkost. Die Fleischdosen wurden immer wertvoller.

Als bald gab es wieder eine glückliche Fügung: wir beide waren wohl die „Benjamine“, davon ich noch ein wenig armseliger, weil kleiner. Eines Morgens wurde ich aus der angetretenen Gruppe herausgerufen. Ich wurde in die amerikanische Küche abkommandiert. Jetzt war ich der berühmte amerikanische Tellerwäscher – unter militärischer Aufsicht. Selbstverständlich bekam ich dort das ausgezeichnete Truppenessen. Der Küchendienst ging bis zum späten Abend. Das Ergebnis dieser Tätigkeit - gut oder schlecht, mir wurde von der ungewohnten Kost so schlecht, dass ich mich am nächsten Tage krank melden musste. Magen und Darm rebellierten beträchtlich. Damit war ich meinen Küchenjob wieder los.

Danach ging es an verschiedenen Tagen zu auswärtigen Arbeitseinsätzen, die beim morgendlichen Appell bekannt gegeben wurden. In Erinnerung ist mir die Tätigkeit in einem ehemaligen deutschen Gefangenenlager bei Moosburg. Dort mussten wir, mit der Schaufel bewaffnet, einen ganzen Lastwagen mit Mottenpulverpäckchen beladen. Dabei breitete sich das Pulver in einer Wolke aus, die sich natürlich auch in unseren Lungen festsetzte, verbunden mit heftigen, lange anhaltenden Hustenreizen.

Eine Fahrt führte uns nach Wasserburg am Inn. Dort wurden wir mit der Räumung einer ausgelagerten Abteilung des ehemaligen Reichsluftfahrtministeriums beschäftigt. Insbesondere die in Kisten verpackten Unterlagen waren interessant. Darunter befanden sich einige Kisten mit Luftaufnahmen englischer Städte, aufgenommen nach erfolgten deutschen Bombenangriffen. Es war für mich schon makaber, diese Bilder zu betrachten. Die Aufnahmen waren auf Glanzpapier ausgebracht. Deutlich konnte man die einzelnen Bombentrichter erkennen. In Deutschland sang man im Radio nach den „Erfolgsmeldungen“: „Hört Ihr die Motoren singen - ran an den Feind, hört ihrs in den Ohren klingen - ran an den Feind -- Bomben, Bomben, Bomben auf Engelland.“ Die technische und geistige deutsche Elite war mit Freude und voller Elan mit allen Registern dabei. Die Auswirkungen auf unser Land bekam ich in unseren Städten persönlich zu sehen, und wir Gefangenen bekamen jetzt alles zu spüren. Ich konnte mir auch vorstellen, wie die Bilder deutscher Städte von oben aussahen. Der Unterschied lag lediglich in der Dimension des Geschehens.

Zwischendurch erlebten wir auch mal ein Unwetter, so dass unser Zelt wegzuschwemmen drohte. Irgendwie kamen wir in den Besitz eines Feldspatens. Damit konnten wir durch Grabenziehung für unser Zelt größeres Unheil vermeiden. Einmal gerieten wir auf einem offenen amerikanischen Truck in einen Hagelschauer. Wir hatten keine Mäntel an. Es war an einem heißen Tage nach Feierabend. Auf der Rückfahrt zum Lager prasselten die Hagelkörner auf unsere Köpfe. Die Schwarzen am Steuer störte das wenig.

Ein Teil der Lagerinsassen wurde wieder entlassen. Wir, die wir als unseren Wohnsitz Gebiete in Mittel- und Ostdeutschland angegeben hatten, mussten noch bleiben. Es folgte die Zusammenlegung zweier Gefangenenlager. Alle mussten im Fußmarsch in Richtung Erdinger Moos marschieren. Natürlich waren wir jetzt ganz schön hungrig, so dass wir unterwegs einem Bauern ein Silo mit dampfenden Kartoffeln, die für sein Vieh bestimmt waren, leer gegessen hatten. Durch meinen Zigarettenhandel bin ich auch noch in den Besitz einer Motorrad-Sonnenbrille gekommen. Diese war mein ganzer Stolz, insbesondere auf unseren abenteuerlichen Lkw-Fahrten, die ausnahmslos von schwarzen Fahrern ausgeführt wurden.

Im neuen Lager bekam ich alsbald eine neue Aufgabe als Ordonanz im Offizierslager übertragen. In der Armee waren Ordonanzen in der Regel Offizieren oder Truppenstäben zugeteilte Dienstleister. Das konnte vom Stiefelputzen bis hinauf zu Adjutantentätigkeiten usw. gehen. Das wusste ich allerdings nicht so genau. Ich kannte nur vom Hörensagen den Stiefelputzer bei Offizieren. Jedenfalls meldete ich mich im Offizierslager. Das bestand lediglich aus einem größeren Mannschaftszelt, in dem sich die Offiziere zum Plausch trafen, denn sie waren jetzt alle ohne Arbeit. Ich in meiner Eigenschaft als Ordonanz war es ebenfalls. Es gab nichts zu tun.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als dem Plausch der Offiziere zuzuhören. Man sah es meiner Jugend nach. Dass und wie ich meine Ohren spitzte, merkte man ja nicht. Denn was ich dort zu hören bekam,



war für mich haarsträubend. Der höchste anwesende Dienstgrad war Major oder Oberst. Meist waren es Hauptleute und als Ausnahme ein junger, flotter blonder Leutnant. Dieser Leutnant war die interessanteste Person. Er war voller Optimismus, stammte aus Stettin und ärgerte sich darüber, dass er nicht dorthin entlassen würde. Sein innigstes Berufsziel war das eines Reporters, das er sofort nach der Rückkehr anstreben wollte, zunächst als Volontär. Er schwärmte von diesem äußerst interessanten Job.

Alle anderen waren nicht so optimistisch. Sie stammten wohl alle auch aus dem Osten. Sie waren jedoch bezüglich einer Heimkehr viel pessimistischer. Sie wussten von der Jalta-Konferenz, auf der die Aufteilung Deutschlands kurz und bündig beschlossen worden war. Vom Russen wollten sie insofern nichts wissen, als sie dorthin unter dessen Herrschaft nicht zurückkehren wollten. Da waren sie schon lieber hier im Westen. Über den Kriegsverlauf und dessen Ende waren sie - wie konnte es anders sein - höchst unglücklich.

Es war für sie klar, dass die Russen ohne amerikanische Materiallieferungen den Krieg gegen uns nicht gewonnen hätten. Die Russen waren in ihren Augen keine Soldaten. Häufig seien sie von ihren Vorgesetzten erst mit Wodka dazu gebracht worden, gegen die deutschen Linien anzurennen, dann von unseren Maschinengewehren aber niedergemäht worden. Es war ihrer Ansicht nach auch viel Verrat im Spiel gewesen. Auf die vielen deutschen Soldaten in russischer Gefangenschaft verschwendeten sie keinerlei Zeit. Viel Kauderwelsch war dabei.

Auch die Amerikaner bekamen als Soldaten ihr Fett ab. Sie seien als solche nicht viel besser als die Russen gewesen. Leider hätten sie insbesondere in der Luft eine zu große Materialüberlegenheit gehabt, die ihren Sieg letztendlich herbeigeführt habe. Die deutschen Soldaten waren für sie doch immer noch die besseren Kämpfer. Nicht zuletzt wurde darüber debattiert, ob nicht doch noch Churchill die Amerikaner dazu bringen würde, gegen die Russen militärisch vorzugehen. Ihrer Meinung nach brauchten die Amerikaner nicht einzugreifen, wenn sie den deutschen Soldaten, die aus dem Osten stammten, umgehend Waffen in die Hand geben würden: „Wir würden die Russen mit materieller Unterstützung der Amerikaner möglicherweise auch ohne die Engländer wieder aus Deutschland vertreiben.“

Andrerseits hatte man für sich auch einen Trost parat: „Hätten wir den Krieg gewonnen, wären wir jetzt nicht hier, sondern müssten jetzt in Sibirien Wache schieben.“ Das waren in etwa die dort geführten Gespräche. Klar ist für mich auch, dass in dieser Richtung unter „Kameraden“ auch nach der Entlassung aus der Gefangenschaft später in vertraulichen Kreise weiter diskutiert wurde.

### **Entlassung**

Hatten die Amerikaner bisher in erster Linie die Gefangenen in ihre US-Besatzungszone entlassen, begann man jetzt auch in die französische und britische Besatzungszone zu entlassen. Nachdem wir, Horst Gaudlitz und ich, deutlich gemacht hatten, dass wir nicht ins polnische Gebiet entlassen werden

wollten, wurde kurzerhand die „HOME ADDRESS“ auf Hamburg-Harburg umgeschrieben. Damit stand einer Entlassung aus der US-Gefangenschaft nichts mehr im Wege. Nachdem wir vom Militärarzt noch einmal untersucht worden waren, erfolgte am 3. Juli 1945 unsere Entlassung.

Ein Truck stand schon für unseren Abtransport bereit, wieder mit offenem Verdeck und ohne Sitzmöglichkeit. Früh am Morgen ging die Fahrt im Erdinger Moos los. Am Steuer wieder schwarze Fahrer mit gewohnter Schnelligkeit. Sie hatten den Auftrag, uns in die britische Besatzungszone zu bringen. Mittags erreichten wir ein kleines Dorf im Fränkischen. Der Wagen hielt an. Man bedeutete uns, dass es in einer Stunde weitergehe. Bis dahin hätten wir Zeit. Unsere Armbanduhr hatte inzwischen den Geist aufgegeben, so dass wir jetzt wieder auf die „Sonnenuhr“ angewiesen waren, wenn sie denn schien.

Wir begaben uns schnell in einen kleinen fränkischen Bauernhof. Es hatte wohl kurz vorher geregnet, denn der ganze Ort war eine Schlammflache. Wir trafen dort eine sehr freundliche ältere Frau an, die sich sofort bereit erklärte, uns beiden eine ordentliche Portion Bratkartoffeln mit Butter und Speck zu bereiten. Sie benutzte noch eine für heutige Zeiten, aber auch für uns beide schon alte rustikale, aus Stein in eine Ecke der Küche gemauerte Feuerstelle bzw. Kochstelle mit einem stark verrußten Rauchabzug. So rustikal wie die Feuerstelle wurden die Bratkartoffeln zubereitet. Entsprechend waren auch die Portionen. Sie schmeckten uns hervorragend.

Gut gesättigt, jedoch mit verschmierten Schuhen erreichten wir unsern Truck wieder. Die Fahrt ging weiter, wobei die Amis nicht nach der Vollzähligkeit der „Passagiere“ fragten. Wir fuhren die Werra entlang und sahen dort am anderen Flussufer ein russisches Zeltlager. Hier ging also die Zonengrenze entlang.

Am frühen Abend erreichten wir Göttingen in der britischen Besatzungszone. Damit hatten die Amis ihrer Pflicht genügt. Sie ließen uns in der Stadt absteigen. Wir konnten weiterziehen. Nach immerhin zweimonatigem Frieden dachten wir jetzt an eine Weiterfahrt mit der Bahn. Am 3. Juli 1945 ging jedoch kein Zug mehr in Richtung Norden. Die weiteste Fahrtmöglichkeit war für den nächsten Vormittag nach Hannover in Aussicht gestellt. Ich wusste hier in Göttingen meinen Onkel Kurt Guder, der vor dem Kriege ein Uhrmachersgeschäft unterhielt. Mit Horst Gaudlitz verabredete ich mich für den nächsten Morgen am Bahnhof. Er musste und wollte am Bahnhof übernachten, zumal ich meinen Onkel und dessen Frau persönlich nicht kannte. Unsere Familien hatten kaum Kontakt.

Nach längerem Suchen fand ich meine noch unbekannte Tante mit meiner etwa achtjährigen Cousine in einer Wohnung im oberen Stockwerk eines Mehrfamilienwohnhauses. Als sie mich sah, hielt sich ihre Begeisterung in Grenzen, machte aber gute Miene zum weniger guten Spiel, denn mit Lebensmitteln waren sie in ihrer Stadtwohnung sehr, sehr schlecht ausgestattet. Ich war eigentlich noch satt von den

guten fränkischen Bratkartoffeln, so dass ich auf Essen verzichten wollte. Dies konnte sie nun wiederum nicht verwinden. Sie bereitete mir einige Brote zu, dazu ein Teegetränk.

Wir unterhielten uns ein wenig. Mein Onkel war auch noch unbekanntes Aufenthalts. Er war als Luftwaffensoldat in der Technik tätig. Ihrer Ansicht nach war er nicht in die Hände der Russen gefallen. Nachdem ich so schnell entlassen worden war, rechnete auch sie mit der baldigen Rückkehr ihres Mannes.

882

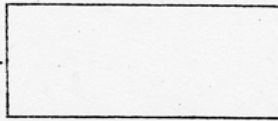
24

CONTROL FORM D.2.

CERTIFICATE OF DISCHARGE

ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPE\* SCRIPT.

PERSONAL PARTICULARS



SURNAME OF HOLDER S C H O L Z DATE OF BIRTH 26. DEZEMBER 1923  
 DAY, MONTH, YEAR

CHRISTIAN NAME HANS-PETER PLACE OF BIRTH BRESLAU

CIVIL OCCUPATION KAUFM. LEHRLING FAMILY STATUS - SINGLE  $\emptyset$   
~~MARRIED~~

HOME ADDRESS MECKELFELD  
KR. HAMBURG-HARBURG ~~WILCKENBERG~~  
HAMBURG ~~DIVORCED~~

NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS KEINE

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.  
 I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE"(CONTROL FORM D.1)

-SIGNATURE OF HOLDER..... Hans-Peter Scholz

NAME OF HOLDER IN BLOCK LATIN CAPITALS HANS-PETER S C H O L Z

II MEDICAL CERTIFICATE

DISTINGUISHING MARKS KEINE

DISABILITY, WITH DESCRIPTION ARBEITSAHIG

MEDICAL CATEGORY SCHLANK

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR CONTAGIOUS DISEASE. KEINE

SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER Dr Huber  
 NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER DR HUBER UNTERARZT  
 IN BLOCK LATIN CAPITALS

III THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER WAS DISCHARGED ON 24 JULY 1945  
 (DATE OF DISCHARGE)

FROM THE X AIR FORCE

RIGHT THUMBPRINT

OFFICIAL IMPRESSED SEAL

CERTIFIED BY DM ACKERMAN LT COL CWS  
 NAME, RANK AND APPOINTMENT OF ALLIED DISCHARGING OFFICER

$\emptyset$  DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE  
 \* INSERT "ARMY" "NAVY" "AIR FORCE" "VOLKSSTURM", OR PARA MILITARY ORGANIZATION, e.g. "RAD", "SPK", etc.

DM ACKERMAN LT COL CWS

Der Entlassungsschein von Hans-Peter Scholz, den er in Hamburg-Harburg erhielt. Dokument: Hans-Peter Scholz, Reproduktion: BZ

Am nächsten Morgen traf ich meinen Kollegen wieder am Göttinger Bahnhof. Es ging nur ein übervoll besetzter Zug nach Hannover, den wir benutzten. In Hannover angekommen, war Schluss mit der Weiterfahrt. Wann ein Zug nach Hamburg ginge, war unbekannt. So begaben wir uns wieder einmal auf die Wanderschaft. Auch Hannover war zerstört.

Es war gegen Mittag. Jetzt hatten wir doch Hunger. So betraten wir eine kleine Kneipe. Ohne Lebensmittelmarken hatten die nichts zu bieten, höchstens eine Suppe. Nach der Suppe genehmigten wir uns noch ein Bier. Als weitere Gäste saßen ein paar Tische weiter einige englische Soldaten. Einer von ihnen stand auf, kam zu uns herüber - wir waren immer noch uniformiert - und gab jedem eine Tafel Schokolade. Wir bedankten uns. Wir waren völlig überrascht. Waren wir jetzt wieder Kinder, oder ehemalige „tapfere“ Vaterlandsverteidiger? Jedenfalls kam uns diese gerade recht. Die Schokolade war bald vertilgt.

Gestärkt wanderten wir weiter auf die Landstraße Richtung Hamburg. Etwas außerhalb von Hannover hielt ein Holzvergaser-Lkw, ein mit einem Holzgasgenerator ausgestattetes Fahrzeug. Zur Gasversorgung musste der Fahrer in einem Ofen ein Holzfeuer unterhalten, wobei durch Verkohlen Gas für den Motor erzeugt wurde. Damit war der Fahrer soeben beschäftigt. Er wollte nach Hamburg und war froh, nicht allein fahren zu müssen. Er meinte, unsere Uniform würde eine gewisse Wirkung auf potentielle Straftäter ausüben, und so könne er vor Überfällen relativ sicher sein. So fuhren wir gemeinsam mit ca. 70 km/h über Soltau Richtung Hamburg. Kurz davor konnten wir noch ein Stück Autobahn benutzen.

Wir erreichten am späten Nachmittag Hamburg-Harburg. Horst Gaudlitz musste den Weg noch weiter in Richtung Flensburg fortsetzen. Wir verabschiedeten uns. Er hatte nicht viel Zeit, denn er wollte unbedingt noch an diesem Tage Flensburg erreichen. Ich stieg aus dem Fahrzeug aus und überquerte gemächlichen Schrittes - damals durchaus möglich - die Autobahn. Bei meiner Tante und altbekannten Cousine war das Erstaunen und die Freude groß, leider aber auch getrübt durch die Tatsache, dass ich meine Familie dort nicht antraf. Ich selbst war jetzt, am 4. Juli 1945, im Westen endgültig angekommen.

***Hans-Peter Scholz***



Auf „Kinderlandverschickung“ 1942 in Tarnau am See, Kreis Schlesiersee (jetzt polnisch Slawa) - Eine Sensation war die Lieferung einer Ladung Orangen aus Spanien. Bemerkenswert auch die Tatsache, dass wir dort der Entdeckung Amerikas vor 450 Jahren durch Christoph Kolumbus gedachten, u.a. mit dem Lied : „Ein Mann der sich Kolumbus nannt....“, bei einem von uns Teilnehmern gestalteten Dorfnachmittag

Abb. 5: Eine Anklage gegen den Krieg: Goebbels gratuliert am 9. März 1945 auf dem Marktplatz in Lauban/Schlesien Wilhelm H., einem allenfalls 16 jährigen Jungen, zu einem Orden. Dieses Schicksal blieb mir erspart.